

GÜNTHER SCHWARBERG

**Die letzte Fahrt der
EXODUS**

Das Schiff, das nicht ankommen sollte



Steidl

Vor vierzig Jahren waren sie hinausgezogen zum gelobten Land. Die letzten Juden Europas. Entkommen den Lagern, Gaskammern, Verstecken, Pogromen, Gettos. Aber das Land, das sie suchten, war ihnen mit Kriegsschiffen, Soldaten, Quoten, Visen versperrt. Die Engländer herrschten in Palästina und schickten alle zurück, die kein Zertifikat hatten.

Da wurde ein kleines Schiff mit 4 514 Menschen überladen und heimlich von Sète in Südfrankreich übers Mittelmeer geschickt. Unterwegs bekam es einen neuen Namen: EXODUS. Die Heimlichkeit dauerte nicht lange. Dann war es umgeben von britischen Zerstörern. An Bord »war es ein bißchen wie in einem Konzentrationslager«, erinnert sich eine holländische Jüdin namens Marty van Collem. »Wir hatten 45 Zentimeter Platz und lagen vier Stockwerke hoch übereinander.« Der Vergleich mit dem KZ ist für sie keine Theorie. Sie kam aus Bergen-Belsen. War dort mit ihrer Freundin Anne Frank gewesen.

Acht Tage sind sie unterwegs. Als sie die Küste Palästinas sehen, werden sie von den englischen Matrosen geentert. Eine Schlacht bricht an Bord aus. Kinder wehren sich mit Konserven Dosen und Kartoffeln. Die Schiffsoffiziere werden mit Brechstangen zusammengeschlagen. Überall liegen Verletzte mit blutenden Köpfen. Die englischen Zerstörer quetschen die Exodus von beiden Seiten wie eine Zitrone zusammen, damit sie manövrierunfähig wird. Fünf Sterbende, zwanzig Schwerverletzte, hundert Verwundete, so läuft das gekaperte Schiff in Haifa ein. Die Juden werden an Land geschleppt, ans gelobte Land. Für eine Stunde. Dann werden sie wieder auf See verfrachtet, auf drei englische Liberty-Schiffe. Liberty hieß einmal Freiheit.

In der Hitze des Juli und des August 1947 werden die Juden in den Stahlschiffen auf See geröstet. Menschen sterben. Eine Mischung aus Dreck, Lumpen, Krankheit, Verzweiflung und Mut füllt die Bäuche der Schiffe. Nach zwei Monaten machen die Schiffe in Hamburg fest. Die Juden werden von Bord geprügelt, nach Deutschland hinein, in das Land, das sie am meisten fürchten und hassen. Sie kommen in ein Lager bei Lübeck, sind wieder Gefangene. Aber ihr Schiff hat die Welt wachgerüttelt. EXODUS. Die UNO stimmt für die Gründung eines jüdischen Staates, 1948.

Über den Autor

Als Hitler an die Macht kam, kam Günther Schwarberg in die Schule. Als Hitlers Krieg zu Ende ging, wurde er zuerst Luftwafenhelfer und dann noch Marinesoldat – voll Hass auf die Uniform und das Hakenkreuz. Sein Leben wurde beeinflusst durch die lebenslange Auseinandersetzung mit dem Faschismus und seinen Verbrechen.

Unmittelbar nach dem Kriegsende wurde Schwarberg Journalist. Zuerst Volontär, dann Redakteur des «Weser-Kurier» in Bremen. Seitdem bei vielen Zeitungen, Zeitschriften und Sendern. 24 Jahre lang, bis 1988, war er Reporter des «Stern». Für ihn stand und steht der Feind immer rechts. Seine journalistischen Arbeiten stellten die Opfer des Faschismus und die Widerstandskämpfer in den Mittelpunkt. Berichterstattung über den Majdanek-Prozess; über die grösste Schiffskatastrophe der Weltgeschichte, die nicht etwa der Untergang der «Titanic» war – wie viele Geschichtsschreiber und Journalisten bis heute behaupten-, sondern die Bombardierung der KZ-Schiffe in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945 mit 7'500 Toten (allerdings keine Passagiere eines Luxusliners). Die Versenkung der «Cap Arcona» und der «Athen» wurde aus dem Bewusstsein verdrängt und musste erst wieder bewusst gemacht werden. Als die wichtigste Arbeit seines Lebens sieht Günther Schwarberg die Erforschung der Geschichte von zwanzig jüdischen Kindern an, die am 20. April 1945 im Keller der Hamburger Volksschule am Bullenhuser Damm erhängt wurden. Für diese Arbeit, die Gründung der Vereinigung «Kinder vom Bullenhuser Damm» und die jahrzehntelangen Nachforschungen nach den Angehörigen, erhielten Günther Schwarberg und die Rechtsanwältin Barbara Hüsing am 20. April 1988 als erste Deutsche den Anne-Frank-Preis.

Seine Bücher «Der letzte Tag von Oradour» (zusammen mit Lea Rosh), «Der SS-Arzt und die Kinder vom Bullenhuser Damm», «Angriffsziel Cap Arcona» und «Der Juwelier von Majdanek» erscheinen im Steidl Verlag.

Zum Titelbild:

Zwei verzweifelte Kinder in Haifa. Sie wollten mit der «Exodus» ins gelobte Land. Jetzt sind sie dort, aber von den Engländern gefangen, und werden nach Deutschland gebracht.

Bitte fordern Sie unser kostenloses Gesamtverzeichnis an!

1. Auflage Oktober 1988
© Steidl Verlag, Göttingen 1988

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Fotos: Archiv Günther Schwarberg
Umschlaggestaltung: Gerhard Steidl
Gesamtherstellung: Steidl, Druckerei und Verlag,
Düstere Str. 4, 3400 Göttingen
ISBN 3-88243-097-4

Eingescannt mit OCR-Software [ABBYY Fine Reader](#)

Inhalt

Ein schöner Blick aufs Meer	7
Nächstes Jahr in Jerusalem	9
Ein sehr netter Nazi	11
Wie kommt man von Preussisch Stargard nach Jerusalem?	13
Ein Land wird verschenkt	14
Eine Reise von vier Jahren	17
Die Alija Beth beginnt	26
Immer neue Schiffe kommen	28
Das King David Hotel fliegt in die Luft	29
«Jetzt ist der Punkt erreicht»	31
Die ersten Gefangenen auf Zypern	34
Unter der Fahne von Honduras	36
Identität: «Go to hell!»	41
45 Zentimeter für jeden	42
Eine Freundin von Anne Frank	44
Mein Gott, das ist ja heute	49
Unser Schiff geht nach Kolumbien	51
Die Menschen werden passend gemacht	58
Es soll Mordechai Anielewicz heissen	60
Ein Kind wird geboren, eine Mutter stirbt	63
Die armen, kranken Kinder	65
Die Engländer entern das Schiff	68
«Hep, hep, hep», rufen die Engländer	74

Wohin?	83
Eine Flasche Wasser am Tag	86
Menschen in Stahlkäfigen	88
Die Geschichte vom Lätzchen	90
Verlasst die Schiffe nicht!	91
Drei Wochen vor Port-de-Bouc	92
Man bringt sie ins Land der KZ-Lager	97
«Es sind alles Verbrecher».....	99
Die Wut von Bergen-Belsen	102
Die Schande von Hamburg	105
A loi mit 'n Alef.....	116
Wer ist Bolek?	125
Ihnen ist schweres Unrecht widerfahren	132
Die «Exodus»-Flüchtlinge sind frei	135
Ein Staat der Hoffnung wird gegründet.....	137
Zwei Menschen springen ins Meer	138
Und heute?	141
Ein Buch voll Hass und 100 Millionen Leser	147
Juden raus, selbst aus dem Friedhof	150
Jüdische Spuren in Trutzhain	152
Ist es noch das gelobte Land?	155
Die zweite «Exodus».....	159
Eine Gerechte unter den Völkern	162

Ein schöner Blick aufs Meer

Sie träumt manchmal von dem Schiff und hört die Schreie der Verwundeten. Dann steht die 86jährige Frau auf. Geht zum Fenster. Sieht auf das Meer hinaus. Wie sie dieses Meer hasst. Jeden Morgen, jeden Abend, jede Nacht sieht sie das Meer vor dem Fenster ihres Altersheims. Sie wird es sehen müssen, bis man sie zu Grabe trägt. Gertruda Babilinska. Hoch geehrt. Eine Gerechte unter den Völkern. Eine Katholikin, die ein jüdisches Kind gerettet hat und es über dieses Meer ins gelobte Land nach Palästina brachte.

Ist es für sie das gelobte Land geworden? Umgeben von Kranken, Alten, Sterbenden, einsam in ihrem Zimmer, nicht einmal eine Kirche in ihrer Nähe. Obwohl sie



Ein Bild aus glücklichen Tagen: Michael Stelowitzky vor dem Haus seiner Eltern in Warschau. Vater und Mutter leben noch. Aber dann kommen die Nazis. «Micky» wird Waise und hat nur noch die Babilinska.

die Kirche so brauchte. Immer nur dieses Meer, hinter dem, weit entfernt, ihr Junge lebt.

Hat sie sich das Leben so gedacht, als sie damals übers Meer hierherkam mit dem Schiff «Exodus», das Weltgeschichte gemacht hat?

Als die Nazi-Wehrmacht 1939 die Polen überfiel, war Gertruda Babilinska als Gouvernante im Haus der jüdischen Fabrikantenfamilie Stolowitzky in Warschau.

«Zuerst war ich als Kindermädchen für die kleine Tochter gekommen. Aber sie ist gestorben. Dann habe ich als Sekretärin in der Fabrik der Stolowitzkys gearbeitet. Da wurden Reissverschlüsse und Ösen für Militärstiefel hergestellt. 1936 bekam Lydia Stolowitzka einen Jungen, Michael. Ich wurde seine Gouvernante. Gerade in den Tagen, als der Krieg begann, hatte Jacob Stolowitzky eine Geschäftsreise nach Frankreich begonnen. Er blieb in Paris, war schwer herzkrank. Später kamen die Nazis auch nach Frankreich. Jacob Stolowitzky wurde mit den französischen Juden im Lager Drancy eingesperrt. Später nach Auschwitz transportiert. Dort haben sie ihn vergast.»

Auch seine Frau war schwer krank, hatte einen Herzklappenfehler. Als die Deutschen nach Polen einmarschierten, flüchtete sie mit ihrem Sohn Michael und mit der Gouvernante in ihre zweite Wohnung nach Wilna ins Litauische. In der Nähe hatten die reichen Stolowitzkys ein Gut. «Eine Mühle und elftausend Hektar Wald. Aus den Fichtenwurzeln wurde Teer gemacht», erinnert sich Gertruda Babilinska.

Als Lydia Stolowitzka aus Auschwitz erfuhr, dass ihr Mann tot war, starb sie bald darauf an gebrochenem Herzen – obwohl das kein medizinischer Name für ihre Krankheit war.

Auf ihrem Totenbett hatte sie Gertruda Babilinska ein Versprechen abgefordert: «Versprich mir, dass Du das Kind nicht verlässt! Bring es nach Erez Israel!»

Erez Israel nannten viele Juden ihre biblische Heimat. «Land Israel». Sie sagten nicht Palästina. Sie weigerten sich, das Land am Jordan als Land der Palästinenser oder als Kolonie der Engländer zu sehen. Es war ihr Land Israel. Erez Israel.

Nächstes Jahr in Jerusalem

Dorthin zu gelangen, war für die meisten ein unerfüllbarer Traum. Aber doch ein Traum. Sie träumten immer davon, dass es wirklich wahr werde, was sie sich am Sederabend vor dem Pessach-Fest feierlich versprochen: «Nächstes Jahr in Jerusalem!» Viele nahmen das Versprechen ernst. Und wohin hätten Juden damals, als die halbe Welt den Nazis gehörte, schon gehen können, ausser nach Erez Israel?

Gertruda Babilinska hatte der Sterbenden ihr Wort gegeben. Aber 1942 gab es keinen Weg mehr nach Jerusalem. Für Juden gab es nur den Weg nach Auschwitz.

Die Babilinska war damals 39 Jahre alt. Sie zog den sechsjährigen Michael Stolorowicz in Wilna als ihr eigenes Kind auf. Wusste sie, in welcher Gefahr sie war?

«Ich habe keine Minute nachgedacht. Natürlich war es für mich als Christin gefährlich, ein jüdisches Kind zu retten. Man hätte mich erschossen, das Kind und meine Angehörigen. Aber ich bin die ganze Zeit mit Micky in Wilna geblieben.»

Versteckt?

«Nein, nicht versteckt. Ich hab dafür gesorgt, dass er Ministrant an der Kirche wurde. So mancher deutsche Offizier ist in dieser katholischen Kirche von dem Judenjungen mit Weihwasser besprengt worden.»

Und wusste der Junge, dass er ein Jude war?

«Ja. Er wusste es. Sie haben an einem Tag Wettpinkeln gespielt, wer am weitesten kann. Sein Freund Ladek hatte dem Sieger ein Bonbon versprochen. Micky hat zum ersten Mal gesehen, dass die Jungen einen anderen Penis haben als er. Ist er zu mir gekommen mit Tränen in den Augen und hat er mich gefragt: Mamuschka, warum sieht mein Pipi so anders aus? Hab ich ihm gesagt: Micky, Du bist beschnitten, weil Du ein Jude bist. Hat er geantwortet und war wütend: Das ist nicht wahr, Mamuschka, ich bin ein Pole! Es gab einen Streit zwischen uns. Er

wollte ein Pole sein, und ich hab ihm immer wieder gesagt, dass er ein Jude ist. Bis er schliesslich gewusst hat, er ist ein Jude.»

Und die Leute im Haus, haben sie gewusst, dass Micky ein Judenjunge ist?

«Sicher haben sie gewusst, dass Micky ein Jude ist. Ich hab ja kein Geheimnis daraus gemacht.»

Ob sich die alte Frau nicht irrt? Ob sie es nicht verdrängt hat, wie heimlich man damals sein musste in Polen, wenn man ein Judenkind bei sich hatte?

Ein sehr netter Nazi

Nein, sagt sie, und beharrt darauf. Sie habe Michael Stowitzky auch unter seinem richtigen Namen bei der Polizei angemeldet. «Sogar ein Nazi hat gewohnt in unserem Haus. Er war ein sehr netter Herr. Auch er hat gewusst, dass Micky ein Jude ist und dass er bei mir wohnt.»

Und er hat ihn nicht denunziert?

«Nein. Im Gegenteil. Er war sehr nett. Er war ein Reichsdeutscher.»

Gab es in Wilna keine Judenverfolgungen? Kämpten nicht die Kommandos der Einsatzgruppe A fünfzehnmal die Stadt Wilna nach den letzten der 55'000 Juden durch? Machten sie nicht ein «Paradeschiessen» auf Juden, wie es der zuständige SS-Standartenführer Jäger nannte? Wurden nicht im Juli 1941 sogar 150 litauische Hilfspolizisten zur Teilnahme an der Judenjagd in Wilna verpflichtet? Wurden nicht im Juli 1941 jeden Morgen und jeden Nachmittag 500 Juden gegriffen und sofort zur «Sonderbehandlung» geführt, also erschossen? Ist nicht am 13. Juli 1941 die jüdische Gemeinde Wilnas liquidiert worden? Wurden an diesem Tag nicht 500 Juden auf den Strassen erschossen? Arbeitete nicht sogar der Vorsitzende des Wilnaer Judenrates, Jacob Gens, den Vernichtungskommandos in die Hände: «Mit hundert Geopferten rette ich tausend Menschen. Mit tausend rette ich zehntausend.» Wurde nicht im September 1943 das ganze Wilnaer Getto «geräumt»? Brachten die Nazis in dieser Zeit nicht 20'000 Juden in die Vernichtungslager? Wurden nicht im kleinen Lande Litauen während der deutschen Besetzung 135'000 Juden umgebracht?

Gertruda Babilinska und Micky wurden verschont. «Ich habe immer gesagt, meine Mutter betet für uns. Das war mein fester Glaube.»

Natürlich hat sie mehr getan als nur geglaubt und gebetet. Sie kannte ja ausser den Stowitzkys auch andere Juden in Wilna. Die waren nun ins Getto gesperrt. Ger-

truda Babilinska bettelte bei ihren deutschen Bekannten um Lebensmittel. Die brachte sie heimlich in die Getto-Wohnungen.

Und gehört hatte Gertruda Babilinska auch von Ponar: Das war ein Dorf im Südosten von Wilna, 15 Kilometer entfernt. Dorthin brachten die Nazis Gruppen von tausend Juden und erschossen sie in Gruben. Damals kam ein heimliches Lied auf: «Es führen Wege nach Ponar, es führt kein Weg zurück...»

Auch dass in dem Lukiszki-Gefangnis viele hundert Juden erschlagen wurden, erzählte man sich in Wilna.

Bei Haussuchungen gab Gertruda Babilinska vor den Greifkommandos der Nazis den Judenjungen Michael Stollowitzky als ihr eigenes polnisches, katholisches Kind aus.

Die Faschisten wurden geschlagen. Die Rote Armee befreite Litauen. Der Krieg war vorbei. Gertruda Babilinska fuhr «nach Hause» zu ihren Eltern. Die wohnten in Starogard bei Danzig. Oder wie der Ort zur Zeit ihrer Geburt am 1. September 1902 noch geheissen hatte: Preussisch Stargard. Gertruda Babilinska war als «Preussin» geboren worden. Hatte ursprünglich die deutsche Staatsangehörigkeit. Lernte zu Hause und in der Schule Deutsch sprechen und polnisch.

«In Wilna habe ich meine Adresse hinterlassen. Denn ich hab gewusst, von dem Micky leben noch Verwandte, die bei den Partisanen in Russland sind. Ein Onkel und eine Kusine und ein Vetter. Im Jüdischen Heim hab ich das hinterlassen, das gab es damals schon wieder. Und nach einiger Zeit ist der Vetter von den Partisanen zurückgekommen und hat erfahren, dass Micky noch lebt und dass ich noch lebe. So ist er zu mir gekommen, zu meinen Eltern. Er hat gesagt, wir werden nach Palästina gehen. Hab ich ihm gesagt, ich werde auch hingehen. Wo der Micky hingehet, da geh ich auch hin. So bin ich nach Palästina gekommen.»

Wie kommt man von Preussisch Stargard nach Jerusalem?

Das macht die grosse und grauhaarige Frau mit dem kantigen Gesicht gern, dass sie ihre Geschichte abkürzt: «So» ist sie also nach Palästina gekommen.

Aber wie ist sie gekommen? Geradenwegs mit der Eisenbahn von Preussisch Stargard nach Palästina?

«Naja, zuerst sind wir nach Deutschland gegangen in ein Flüchtlingslager bei Berlin. Und dann nach Marseille und von dort noch weiter. Und da ging das Schiff.»

«Ging» das Schiff, so wie eine Fähre «geht» oder ein Vergnügungsdampfer, nach Fahrplan? Gab es da nicht ein paar Schwierigkeiten für die 4 554 jüdischen Auswanderer, die am frühen Morgen des 10. Juli 1947 in Sète in Südfrankreich an Bord der «President Warfield» gingen?



Gertruda Babilinska und ihr Kind Micky Stolowitzky im Lager in Deutschland vor der Einschiffung auf die «Exodus».

Ein Land wird verschenkt

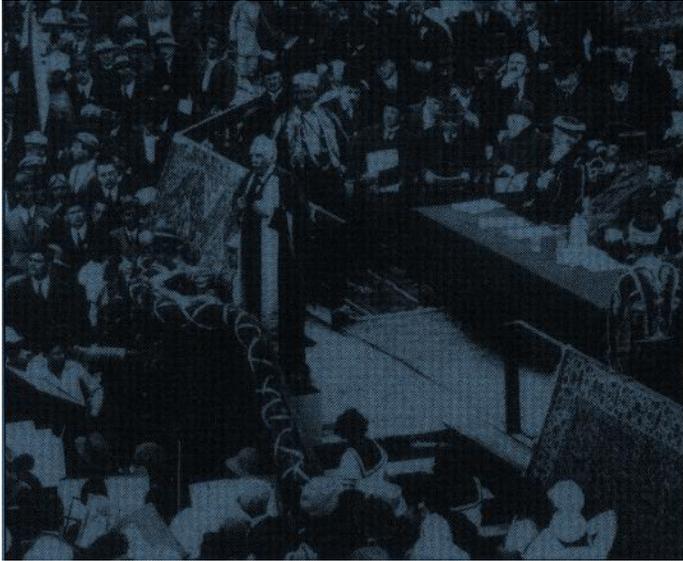
Palästina war zu der Zeit ein britisches Mandatsgebiet, eine Art Kolonie also. Bewohnt vorwiegend von Arabern. Denen musste das Land erst einmal genommen werden, wenn die Juden hier siedeln sollten.

Am 14. Mai 1947 hatte der spätere sowjetische Außenminister Andrej Gromyko als Moskaus UNO-Delegierter in New York die Position seines Landes zur Palästinafrage erklärt. Sie liest sich heute, vier Jahrzehnte später, wie eine prophetische Aussicht auf die blutigen Probleme der Gegenwart Israels. Und sie zeigt, welche Fehler dann später gemacht wurden:

«Man darf die Tatsache nicht übersehen, dass Palästina von zwei Völkern bewohnt wird, dem arabischen und dem jüdischen Volk. Beide Völker haben Wurzeln im Lande. Palästina entwickelte sich zur Heimat dieser zwei Völker. Die historische Vergangenheit und besonders die dort in unserer Zeit entstandenen Bedingungen berechtigen nicht dazu, eine einseitige Lösung der Palästinafrage zu erörtern, weder auf dem Wege der Errichtung eines unabhängigen arabischen Staates, der den legitimen Rechten der Juden nicht gerecht wird, noch auf dem Wege der Errichtung eines unabhängigen jüdischen Staates, der die legitimen Rechte der Araber übergeht. Beide Wege sind extrem und können zu keiner gerechten Lösung des komplizierten Problems führen.

Eine gerechte Lösung besteht in der Berücksichtigung der Interessen beider Völker. Die legitimen Interessen der Juden wie auch der Araber Palästinas werden am besten realisiert, wenn ein gemeinsamer unabhängiger und demokratischer arabisch-jüdischer Staat gebildet wird.»

Auf beiden Seiten, bei Juden wie bei Arabern, gab es Anhänger eines jüdisch-arabischen Staates in Palästina. König Feisal hatte schon 1919 den amerikanischen Zionistenführer Felix Frankfurter zur Bildung eines solchen Gemeinschaftsstaates ermutigt: «Wir Araber ... blicken



Zur Eröffnung der Universität von Jerusalem am 1. April 1925 sprach als Ehrenpräsident Lord Arthur James Balfour. Er war der Liebling der Juden, seit er ihnen 1917 das Land Palästina zur «Errichtung einer nationalen Heimstatt des jüdischen Volkes» versprochen hatte – obwohl dort die Araber lebten.

mit tiefster Sympathie auf die zionistische Bewegung ... Wir wollen den Juden unser herzlichstes Willkommen bei ihrer Rückkehr in ihre Heimat zurufen ... Wir arbeiten zusammen für einen neugestalteten und wiederauflebenden Orient. Ich glaube sogar, dass jeder von uns das andere Volk zum wirklichen Erfolg braucht.»

Doch die Weltmacht England hatte kein Interesse an einem souveränen arabisch-jüdischen Staat. 1977 hatte der britische Außenminister Lord Arthur James Balfour dem prominenten Zionisten Baron Lionel Walter Rothschild versprochen: «Die Regierung Seiner Majestät betrachtet die Errichtung einer nationalen Heimstatt des jüdischen Volkes in Palästina mit Wohlwollen und wird keine Mühe scheuen, die Erreichung dieses Zieles zu fördern.»

Später hat der Schriftsteller Arthur Koestler den politischen Gehalt der «Balfour-Declaration» auf die klassischen Worte konzentriert: «Eine Nation schenkt einer zweiten Nation das Land einer dritten.»

Dieses englische Versprechen war für die zionistischen Organisationen die Magna Charta für die Gründung eines eigenen jüdischen Staates. Sie organisierten die Einwanderung von Juden aus aller Welt nach Palästina. Das Gelobte Land, aus dem die Juden zweitausend Jahre zuvor durch die Römer vertrieben worden waren, sollte wieder «die nationale Heimstatt des jüdischen Volkes» werden.

Dann hatte in Deutschland der Faschismus die Macht übernommen. Juda verrecke, schrien «Der Stürmer» und die Pimpfe. In den ersten Jahren konnten Juden vor dem drohenden Holocaust noch auswandern, wenn sie das Geld dazu hatten. Dann wurden sie verfolgt, deportiert und ermordet. Nicht nur in Deutschland, auch in all den Ländern, die von der Wehrmacht erobert wurden. Wo deutsche Soldaten standen, da kamen die Einsatzgruppen, die SS, die Gestapo, die Polizei und erschossen, vergasteten, erhängten, verbrannten, erschlugen Millionen Juden.

Eine Reise von vier Jahren

Einigen gelang es, zu entkommen. Am 19. Mai 1940 legte vom Donau-Kai in der slowakischen Hauptstadt Bratislava ein uralter Raddampfer namens «Pentcho» ab.

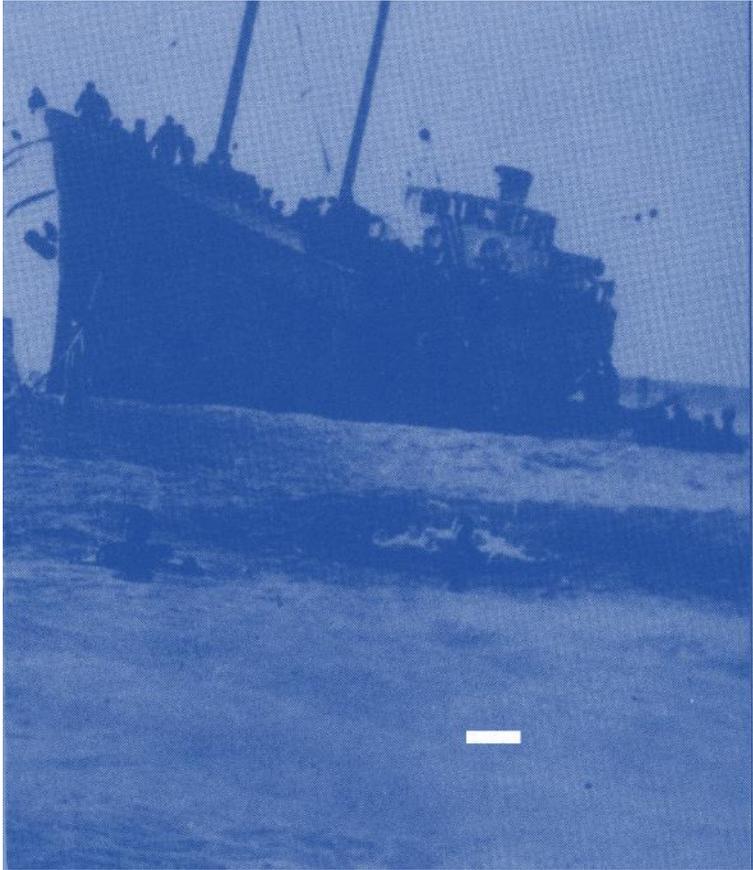
Er hatte 400 Juden an Bord. Wie überall in faschistischen Staaten gab es auch in der Slowakei ein paar Beamte, die anders dachten als die antisemitische Obrigkeit. Zum Beispiel den slowakischen Polizeikommissar Jozef Jakouboczy von der Ausländerbehörde. Der hatte dem zionistischen Sportclub Maccabi bei der Vorbereitung der Auswanderung geholfen. Aber als er diesen Seelenverkäufer sah, warnte er sie: «Mit dem Schiff wollen Sie nach Palästina fahren? Damit kommen Sie nie an!» Dann war er aber doch zu ihrer Abfahrt erschienen. Er war es auch, der sich von Zoltan Schalk, dem Organisator der Fahrt, den Rucksack geben liess und ihn an den Zollbeamten vorbei an Bord brachte. Sieben Pistolen und 250 Magazine mit Munition waren darin. Mit seiner Hilfe gelang es auch, elf Juden ohne jeden Pass oder Ausweis an Bord zuschmuggeln.

Die Reiseroute durch Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien, durchs Schwarze Meer, das Marmarameer, durch türkisches Gebiet zum Ägäischen Meer und die griechische Inselwelt, durchs Mittelmeer an Rhodos und an Zypern und Syrien vorbei bis nach Palästina war ungewöhnlich genug. Aber wann hatten Juden jemals den geraden Weg nach Jerusalem nehmen können? In dem kleinen Kohlenhafen Mohacs hielten die ungarischen Grenzbeamten die total überladene «Pentcho» fünf lange Tage fest. In Bezdán, dem ersten jugoslawischen Hafen, kamen weitere 101 jüdische Flüchtlinge aus Deutschland, Österreich und Polen, freigekauft aus dem KZ Dachau. Nun waren 514 Passagiere an Bord eines Schiffes, das für höchstens hundert Menschen gebaut war: 130 Frauen, 357 Männer, 27 Kinder.

Ende Juni 1940 hatten sie in Palästina ankommen wollen. Aber da waren sie erst an der Grenze zwischen Jugo-



1946: Ein illegales Einwandererschiff ist an der Küste Palästinas bei Nahariya auf den Strand aufgelaufen. Es wird am Ufer von Juden erwartet, die ein Seil zum Schiff ziehen, an dem sich die Menschen an Land hangeln.



slawien und Rumänien. Dort beginnt die gefährlichste Flussstrecke zum «Eisernen Tor». Und dort verbot die Internationale Donau-Behörde der»Pentcho« die Weiterfahrt. Sie musste zurück nach Jugoslawien und lag dort mitten im Strom in der heissen Sommerhitze, sechs Wochen lang. Einmal versuchten die Juden, mit dem alten Raddampfer durchzubrechen. Aber Jugoslawen und Rumänen trieben das Schiff mit Waffen wieder zurück. Das erste Kind wurde auf der «Pentcho» geboren. Es hiess Aviva Blumenfeld.

Viele Flüchtlinge wollten hier aufgeben und die Jugoslawen um Asyl in dem nahegelegenen Transitlager Kladovo bitten. Ein dreiviertel Jahr später marschierten die Nazitruppen in Jugoslawien ein und erschossen alle 1'200 Juden des Lagers Kladovo.

Am 14. August 1940 schickte die Regierung einen alten Schlepper und zwei Prahme, um die «Pentcho» durch die Stromschnellen zu bringen. Im bulgarischen Hafen Vidin erhielt die «Pentcho» kein Öl für die Maschine. Sieheizten den Kessel mit Holz. Nach fünf Tagen war auch das ausgegangen. Zwischen dem rumänischen Ort Giurgiu auf der Nordseite der Donau und dem bulgarischen Ruschuk im Süden lag die «Pentcho» wieder zwei Wochen lang fest. Dann setzte sich ein bulgarischer Bischof für die Juden ein, und das Schiff wurde ausreichend mit Öl versorgt und verproviantiert.

Am 14. September passierten sie die Donaumündung und gelangten zum rumänischen Seehafen Sulina. Zoltan Schalk hatte seinen Gefährten die ganze Zeit erzählt, hier warte ein Seeschiff auf sie. Jetzt musste er ihnen gestehen, dass es nie wahr gewesen war und dass sie mit dem Donau-Boot übers Meer nach Palästina fahren mussten. Eine Woche lang wurden die beschädigten Schaufeln des Raddampfers repariert. Am 21. September 1940 fuhr das kleine Schiff ins Schwarze Meer. Es hatte weder Radio, noch irgendwelche Navigationshilfen. Allein die See-Erfahrung des einbeinigen weissrussischen Kapitäns Igor Markejewitsch und sein durch Alkohol und Morphem angefeuerter Enthusiasmus brachten die «Pentcho» durch die Gefahren der Meere. Sie passierten den Bosphorus. Durchquerten das Marmara-Meer und die

Dardanellen. Liefen in die Ägäische See ein. Schliesslich fanden sie auf der griechischen Insel Lesbos eine freundliche Aufnahme. Am Hafen von Mitilini spielte die Stadtkapelle in voller Uniform griechische Folklore. Bauersfrauen brachten körbeweise Gemüse und frisches Obst. Zwei Tage lang genossen die 514 jüdischen Flüchtlinge die warmherzige Gastfreundschaft.

Am 2. Oktober 1940 lag die «Pentcho» im Hafen von Piräus. Es war Rosh Hashanah, das jüdische Neujahrsfest, der Beginn des Jahres 5701. Drei Tage später brachten zwei italienische Torpedoboote den Raddampfer auf. Er war mitten durch ein Minenfeld gefahren. Aber auch die Italiener auf der Insel Stampalia, heute griechisch Astipalia, bewirteten die Juden mit Wein und Früchten.

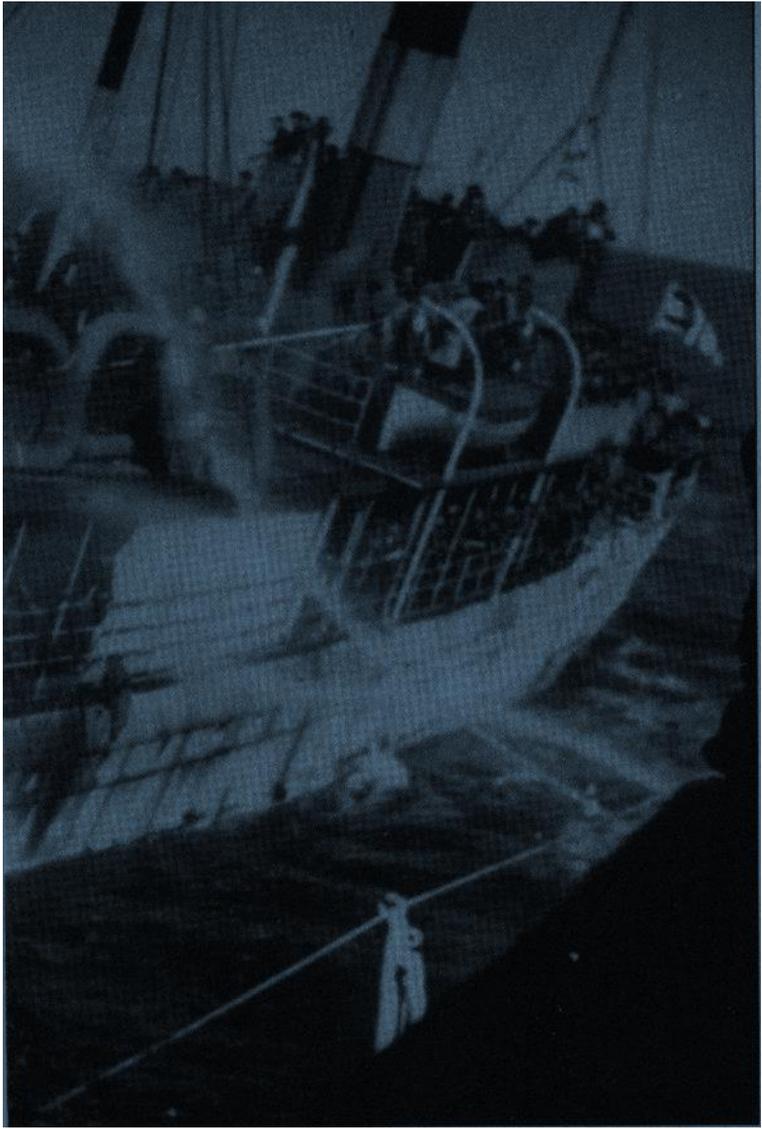
Dann kam das Ende. Die Maschine blieb mit einem dumpfen Knall stehen. Das Schiff strandete an den Felsen der unbewohnten Insel Kamilanisi. Es war der 8. Oktober 1940. Die «Pentcho» brach auseinander und versank. Fünf Männer versuchten, mit dem einzigen Rettungsboot nach Kreta zu kommen, 40 Seemeilen südlich.

Sie wurden von einem britischen Konvoi an Bord genommen. Dazu gehörten die Zerstörer «Achilles» und «Newcastle» und der Kreuzer «Ajax». Die fünf Männer wurden in ein Lager nach Alexandria in Ägypten gebracht. Da waren sie in unmittelbarer Nähe ihres Zieles Palästina. Sie traten als Freiwillige der tschechoslowakischen Brigade bei, kämpften an der Seite der Engländer in Afrika und kamen erst fünf Jahre später ins gelobte Land.

509 Juden waren mit dem russischen Kapitän Markejwitsch, seiner Frau Ludmilla und dem griechischen Heizer Jannis auf der italienischen Insel Kamilanisi zurückgeblieben. Die Engländer hatten das Rote Kreuz in Genf über das Schicksal der Gestrandeten informiert, und über Rom bekam der italienische Generalgouverneur von Rhodos, Graf De Vecchi den Befehl zu ihrer Rettung. Er liess sie nach Rhodos holen und in einem Zeltlager unterbringen. Die Flüchtlinge hungerten, wurden krank, die ersten starben. Schliesslich wurden die «Pentcho»-Passagiere im Januar 1942 mit zwei Truppentransportern nach Süditalien gebracht. In Bari geschah ein Wunder: Sie wur-



Mit Hochdruck-Wasserstrahlen versuchen die Soldaten von zwei englischen Zerstörern, die Menschen auf dem Einwandererschiff «Eleni» zum Aufgeben zu bringen.



den ins türkische Bad gebracht. Ein Jahr und zehn Monate nach ihrer Abfahrt aus Bratislava erlebten sie wieder warmes, sauberes Wasser an ihren Körpern.

Mit einem Zug brachte man sie in ein Lager nach Ferramonti in Kalabrien. Sie bekamen ausreichendes Essen und spürten die Freundlichkeit der italienischen Nachbarn. Einmal gab es einen britischen Luftangriff. Vier Juden wurden getötet, die einzigen Gefallenen ihrer langen Flucht. Am 14. September 1943 fuhr ein Panzerspähwagen der 8. britischen Armee durch das Tor des Lagers Ferramonti. Ihm folgten Soldaten auf Lastwagen mit einem Davidstern an der Seite: Juden aus Palästina, die an der Seite der Engländer Italien vom Faschismus befreiten. Das Ende der langen Reise schien nahe.

Nach neun Monaten gaben ihnen die Engländer Zertifikate für Palästina. Am 28. Mai 1944 fuhren sie mit dem polnischen Schiff «Batory» von Taranto nach Alexandria in Ägypten. Dort bestiegen sie die Bahn. Am Freitagmorgen, 2. Juni 1944, passierten sie bei Rafiah die Grenze nach Palästina. Sie weinten, lachten, sangen: «Wir sind zu Hause.» Ihre Reise hatte vier Jahre und fünfzehn Tage gedauert.

Vierzig Jahre später zeichnete der Schriftsteller John Biermann ihre Geschichte in seinem Buch «Odyssey» auf.

Während die «Pentcho»-Passagiere auf Rhodos interniert waren, versuchte ein zweites Auswandererschiff auf der gleichen Route nach Palästina zu gelangen, die «Struma». Es verliess am 12. Dezember 1941 mit 760 Juden an Bord Rumänien. Im Schwarzen Meer hatte es einen schweren Maschinenschaden und lief Istanbul an. Dort musste das Schiff acht Wochen lang in Reparatur.

Inzwischen hatte die Jewish Agency die englische Regierung gebeten, den Schiffbrüchigen die Einreise nach Palästina zu erlauben. London lehnte ab. Die Türken vertrieben das Schiff aus ihren Hoheitsgewässern. Am 24. Februar 1942 wurde die «Struma» im Schwarzen Meer vor dem türkischen Ort Schile versenkt. Ein Mann namens David Stoliar konnte sich ans Ufer retten. Die anderen 759 ertranken. Ob es ein deutsches oder ein sowjetisches Unterseeboot war, das den Torpedo schoss,

konnte bis heute nicht geklärt werden. Der deutsche Marinehistoriker Jürgen Rohwer hat viel Mühe darauf verwendet, die Russen für die Versenkung verantwortlich zu machen. In Jerusalem erklärte der englische Regierungsbeauftragte: «Palästina hatte gegenüber den Betroffenen keine Verpflichtung irgendwelcher Art gehabt, und zwar nach dem Grundprinzip, dass während der Dauer des Krieges keine Staatsangehörigen feindlicher Länder eine Erlaubnis zur Einreise nach Palästina erhalten sollen.»

Das Unglück der Juden von der «Struma» war, dass sie aus Rumänien geflüchtet waren, was für die Engländer ein feindliches Land war.

Die Alija Beth beginnt

Als in der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1945 in Berlin der Generalfeldmarschall Keitel die Kapitulationsurkunde unterschrieb, waren in allen Ländern Europas heimatlose Juden unterwegs. Für viele von ihnen gab es nur ein Ziel: Erez Israel. Das Land Israel. Heimstatt des jüdischen Volkes, aus der es nicht mehr vertrieben werden konnte.

Sympathien aus der ganzen Welt begleiteten die jüdischen Heimatsucher. Wie sehr wünschte man diesen Verfolgten, Geschlagenen, Entrechteten nun endlich eine sichere Heimat. Es schien, als seien sie dabei, einen Staat zu gründen, in dem es keine Ausbeutung mehr geben werde. Das Wort Israel wurde für viele identisch mit dem Wort Kibbuz. Israelis waren Kibbuzniks. Produktionsgemeinschaften ohne Privatbesitz. Alles sollte allen gehören. Es sollte keinen Privatbesitz an den bedeutenden Produktionsmitteln mehr geben. Keine Eigentümer, die den Profit abschöpften und nur von der Arbeit anderer leben. Es sah für viele so aus, als werde aus dem armen Land im Vorderen Orient ein sozialistisches Experiment, obwohl Israel immer ein kapitalistisches Land war.

Doch nun verhielten sich die Engländer so, als habe es nie eine «Balfour-Declaration» gegeben. Als hätten sie den Juden nie Hoffnung auf einen eigenen Staat gemacht. Die Labour-Regierung bremste die Einwanderung. Am 5. September 1945 setzte sie die Quoten auf monatlich 1'500 jüdische Siedler fest, die nach Palästina hinein durften

Die zionistischen Organisationen reagierten mit der «Alija Beth», der «Einwanderung B»: Sie schleusten ihre Glaubensgenossen illegal nach Palästina. In aller Welt charterten sie Schiffe. Schliesslich wurde die illegale Einwanderung zur Invasion. Vom Ende des Weltkrieges bis zur Ausrufung des Staates Israel gingen 64 heimliche Schiffstransporte nach «Erez Israel».

Mit Kriegsschiffen versuchte die Labour-Regierung die Juden zu stoppen. Wer vor der palästinensischen Küste abgefangen wurde, den brachten die Briten in Konzentrationslager in Palästina. Als es Tausende wurden, schafften sie ihre Gefangenen in Zwangslager auf Zypern, denn auch das war damals noch eine englische Kolonie.

Immer neue Schiffe kommen

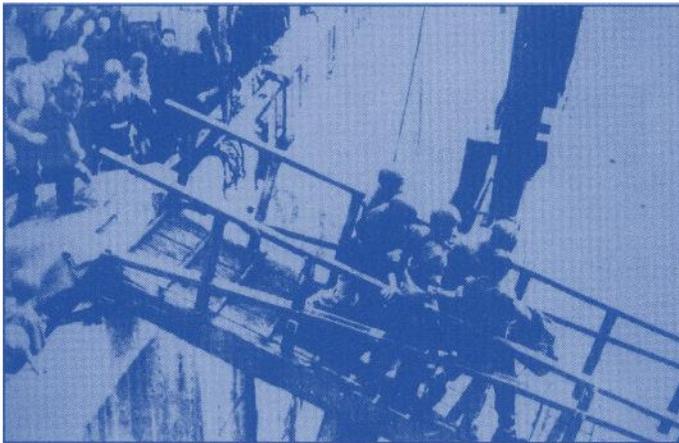
Das erste illegale Einwandererschiff nach dem Kriege ist die «Dalin». Am 28. August 1945 läuft sie bei Caesarea ungehindert die palästinensische Küste an. Mit ihr kommen 35 Juden ins Land.

Fünf Monate später, am 17. Januar 1946, bringen die Engländer zum ersten Mal ein Einwandererschiff auf: Die «Enzo Sereni» mit 900 Passagieren.

Am 18. Mai 1946 läuft ein zweites Schiff in die englische Blockade: Die «Max Nordau» mit 1'750 illegalen Einwanderern.

Am 27. Juni 1946 fangen die Briten wieder ein Schiff ab, die «Wedgwood». Sie schleppen das Boot nach Haifa und internieren die Passagiere. Zwei Tage später, am «Schwarzen Freitag», machen sie in ganz Palästina eine Razzia auf jüdische Führer und verhaften sie.

Wieder zwei Tage später wird ein weiteres Schiff aufgebracht und nach Haifa eingeschleppt, die «Biryah». Das ist am 1. Juli 1946.



Vier englische Soldaten drängen einen Passagier eines illegalen Einwandererschiffs den Laufsteg zum Kai hinunter.

Das King David Hotel fliegt in die Luft

Die extremistischen Organisationen der Juden bereiten einen furchtbaren Racheschlag vor: Am 22. Juli 1946 sprengen sie das «King David Hotel» in die Luft, das britische Hauptquartier in Palästina. Am nächsten Tag meldet die Tageszeitung «The Palestine Post»: «Durch einen terroristischen Angriff wurde gestern kurz nach Mittag ein grosser Teil des Sekretariats der Palästina-Verwaltung zerstört, das im südwestlichen Teil des King David Hotels untergebracht ist. Mindestens 41 Männer und Frauen wurden getötet und 53 verletzt, während um Mitternacht noch 52 vermisst wurden ... Es gab mehrere Explosionen. Zuerst erfolgte eine Explosion um 12 Uhr mittags etwa 50 Meter vor dem Süden des Hotels. Fast gleichzeitig ereignete sich eine zweite Explosion vor dem nördlichen Ende des Hotels in der Strasse, die zum französischen Generalkonsulat führt. Geschäftsfronten und Fenster wurden eingedrückt. Zur selben Zeit fuhr ein Lastwagen durch die eingedrückte Einfahrt, die von der nördlichen Strasse zum Untergeschoss und den Küchen führt. Etwa vier bis sieben Männer sprangen ab, einige luden Milchkannen und Eimer ab, andere hielten das Küchenpersonal in Schach. Die Männer stellten die mit Sprengstoff gefüllten Milchkannen und Eimer vor dem Regence Café am südlichen Ende des langen Korridors ab. Dann flüchteten sie und forderten das Hotelpersonal auf, so schnell wie möglich wegzurennen. Eine anonyme Frau rief die Telefonvermittlung des King David Hotels an und erklärte, das Hotel müsse sofort evakuiert werden, weil ‚in wenigen Minuten‘ eine Explosion erfolge ...

Die dritte Explosion ereignete sich dann um 12.37 Uhr mit einem zerschmetternden Donnerschlag ... Die Wände des Hotels brachen zusammen. Eine Wolke braunen Staubes stieg Hunderte Meter hoch. Eine riesige Kluft war aufgerissen, wo vorher der sechsstöckige Hotelbau gestanden hatte ... Wenige Minuten vor der Explosion

hatte man das Feuer automatischer Waffen gehört, als die Terroristen – die vermutlich zur ‚Irgun Zvei Leumi‘ oder zur ‚Stern‘-Gruppe gehören – davonrannten ... Das Exekutivbüro der ‚Jewish Agency‘ und das Exekutivbüro von ‚Vaad Leumi‘ drücken ihren Abscheu über das feige Verbrechen aus, das von den Desperados begangen wurde, die heute Mittag die Regierungsgebäude in Jerusalem angegriffen und das unschuldige Blut von Regierungsoffizieren und anderen Bürgern vergossen haben, Briten, Juden und Araber. Die Judenheit in Palästina wird aufgerufen, sich gegen diese abscheulichen Greuel zu wenden.»

Wenige Jahre später sind die «Desperados», vor denen die jüdischen Organisationen ihre Mitbürger gewarnt haben, auf dem Weg zur Spitze der Regierung.

Die Zahl der Toten des Anschlags erhöht sich noch. Am 31. Juli meldet die Zeitung, jetzt seien es 85, während 19 Menschen noch vermisst sind. Während dieser Zeit durchsuchen zwanzigtausend englische Soldaten das Land. Und der britische Gouverneur, Sir Alan Cunningham, warnt die Juden: «Die Judenheit kann entscheiden, ob sie die Bemühungen zur Ausrottung dieses Krebsgeschwürs unterstützen oder behindern will. Wenn es bestehen bleibt, wird es die Köpfe der Judenheit vernichten.»

«Jetzt ist der Punkt erreicht...»

Die Regierung in London beschliesst, illegale Einwanderer nach Palästina nun nicht mehr im Lande selbst in Lager zu bringen, sondern «nach Zypern oder anderswo». Die Zunahme der illegalen Einwanderung werde «einen entgegengesetzten Effekt auf die Hoffnung auf freie Einwanderung» nach Palästina haben.

Am 12. August 1946 wird in London eine offizielle Erklärung herausgegeben: «Die britische Regierung wünscht klarzustellen, dass sie die Versuche einer Minderheit von zionistischen Extremisten nicht tolerieren wird, mit dem Schicksal unglücklicher Menschen eine freie Einwanderung zu erzwingen. Sie wird bemüht sein, diese Situation so schnell wie möglich zu beenden. Die letzten Ereignisse haben bewiesen, dass eine hoch organisierte Bewegung mit bedeutender finanzieller Unterstützung aus zionistischen Quellen hinter dem illegalen Einwanderer-Verkehr steht. Diese Leute benutzen ein eng geknüpft Netz von Agenten in Ländern von Ost- und Süd-Europa, um beträchtliche Zahlen verschleppter Juden von so weit entfernten Plätzen wie Polen an die Mittelmeerküste zu transportieren. Dort werden sie in überfüllte und seeuntüchtige Schiffe gepfercht, ohne ausreichende Nahrung und unter Bedingungen von Elend und Schmutz über das Mittelmeer gebracht, weil ihnen eingeredet wird, dies sei der einzige Weg zur Sicherheit. Dabei werden alle Gesetze und Vorschriften der betroffenen Länder missachtet. Ausweise und Lebensmittelkarten, Reisedokumente und so weiter werden in grosser Zahl gefälscht. Nahrungsmittel, Kleidung, Medikamente und Transportmittel, die von der UNRRA und anderen Organisationen für die Notleidenden in Europa zur Verfügung gestellt wurden, werden zweckentfremdet für das, was offen als «die Untergrundbahn nach Palästina» bezeichnet wird. Das führt letzten Endes zu Bürgerkrieg und zum Zusammenbruch der Verwaltung in Palästina.



Mit einem Rammstoss macht ein englischer Zerstörer das illegale Einwandererschiff manövrierunfähig. Im Hintergrund eine Kette wartender englischer Kriegsschiffe vor der Küste Palästinas.

Das Eintreffen von so vielen illegalen Einwanderern hat ausserdem zu einer starken Zunahme der Spannungen zwischen Arabern und Juden geführt... Kein Land in der Welt war den Juden ein besserer und beständigerer Freund als Grossbritannien. Wo auch immer Juden verfolgt wurden, hat England seine Stimme zum Protest erhoben und, wenn es möglich war, Aktionen zur Linderung ihres Schicksals unternommen ... Jetzt ist der Punkt erreicht, an dem klargeworden ist, dass die illegale Einwanderung keineswegs mehr eine spontane Bewegung europäischer Juden ist, die in Palästina ihre einzige Hoffnung sehen.» Die Regierung habe deshalb Anweisung gegeben, illegale Immigranten nach Zypern oder anderswo zu überführen, «wo sie in Lagern zu bleiben haben, bis eine Entscheidung über ihre Zukunft getroffen wurde.»

Am selben Tag, als die englische Regierung den illegalen Einwanderern die Deportation nach Zypern androht, laufen in Haifa wieder zwei jüdische Transporterein: die «Yagur» und die «Henrietta Szold» mit zusammen 1'298 Menschen. Britische Kriegsschiffe haben sie vor der Küste aufgebracht und in den Hafen geleitet. Ein drittes Schiff nähert sich der Küste. In Haifa liegen die englischen Frachter «Empire Rival» und «Empire Weywood» bereit, die Flüchtlinge nach Zypern zu deportieren.

Die ersten Gefangenen auf Zypern

Am 31. Oktober 1946 war im Mittelmeer das illegale Einwandererschiff «Latrun» in Seenot geraten und hatte SOS gefunkt. Britische Zerstörer hatten das Schiff nach Haifa eingeschleppt. Die 1'229 Passagiere sind nun die ersten, die mit englischen Frachtschiffen nach Zypern deportiert werden.

Inzwischen ist in den USA eine Gesellschaft gegründet worden, die heimlich Schiffe für die Alia Beth aufkauft: die Weston Trading Company. Am 17. Oktober 1946 erwirbt sie die «Unalga», am 2. November 1946 die «President Warfield».

Die «Unalga» überquert den Atlantik Richtung Schweden. Am 24. Januar 1947 gehen im Fährhafen Trelleborg 664 Passagiere an Bord. Auf See erhält das Schiff den Namen «Haim Arlosoroff». Britische Kriegsschiffe entdecken das Schiff. Es kommt zu einem Kampf vor der palästinensischen Küste. Am 28. Februar 1947 wird die «Haim Arlosoroff» vor Bat Galim erobert. Die Gefangenen werden nach Zypern deportiert. Dort sind die Lager überfull.

Am 1. März 1947 schwere Unruhen in ganz Palästina nach der Kaperung der «Haim Arlosoroff».

Mit 600 Passagieren an Bord wird vor Haifa am 8. März 1946 die «Ben Hecht» aufgebracht.

2'640 Menschen sind an Bord der «Theodor Herzl», als sie – praktisch schon bei der Einfahrt nach Haifa – von den Engländern gekapert wird. Dabei gibt es zwei Tote unter den Juden. Die anderen werden nach Zypern gebracht.

Am 30. April 1947 explodiert eine schwere Sprengladung am Einwandererschiff «Pan Crescent» im Hafen von Venedig. Sofort wird vermutet, englische Froschmänner hätten das Schiff angegriffen.

Die englische Marine kapert am 17. Mai 1947 vor der palästinensischen Küste die «Hatikwa». Auch sie wird

nach Haifa eingeschleppt. Die Gefangenen werden nach Zypern gebracht.

Dort sind die Lager jetzt vollständig überfüllt. Die Sympathien der Welt stehen gegen England. Da wird in der «Haganah», der militanten jüdischen Selbstverteidigungs-Organisation, ein wahnwitziger Plan geboren: Ein Schiff mit vielen tausend Einwanderern soll in die englische Blockade geschickt werden. Die Engländer werden es abfangen und können diese Menschenmenge nicht mehr auf Zypern unterbringen. Sie müssen dann die Juden entweder doch nach Palästina hineinlassen oder sie in andere und weit entfernte Lager bringen. Das würde die Weltmeinung so empören, dass die Vereinten Nationen zu einer Entscheidung für einen jüdischen Staat gezwungen wären.

Unter der Fahne von Honduras

Diesem Zweck soll die «President Warfield» dienen. Das ist ein alter Ausflugsdampfer. Er verkehrte in der Chesapeake Bay in den USA zwischen Baltimore und Norfolk. Ehe er am 6. Februar 1928 in Dienst gestellt wurde, sollte er eigentlich «Florida» heissen. Aber dann entschloss sich die Baltimore Steam Packet Company, mit diesem Schiff ihren gerade gestorbenen Präsidenten Solomon Davies Warfield zu ehren. Er hatte das Schiff entworfen und auf Kiel legen lassen. Es sollte der modernste Ausflugsdampfer in der Chesapeake Bay sein: 171 Erster-Klasse-Kabinen, 400 Passagiere insgesamt. Zur Crew gehörten 58 Mann. Es gab grosse Feste auf dem Schiff, und in den dunklen Zeiten des Alkoholverbotes in Amerika wurde hier am Bord weiter getrunken und auch geschmuggelt.

Das ging vierzehn Jahre. Dann wurde die «President Warfield» während des Zweiten Weltkrieges von der US-Marinebehörde beschlagnahmt. Am 12. Juli 1942 überquerte sie mit Mühe und Not den Atlantik. In England musste sie repariert und umgebaut werden. Ihre patriotische Zeit kam im Juni 1944, als sie unter dem Namen «U. S. S. President Warfield IX-169» als schwimmendes Logistik-Zentrum an der Invasion teilnahm. Später überquerte sie fünfzehnmal den Ärmelkanal, um Truppen von Südengland in die Nachschubhäfen an der Seine zu bringen. Manchmal wurde sie bis auf äusserste vollgestopft, dann waren tausend Mann an Bord, einmal sogar 1'028.

Als der Krieg vorbei war, brachte man sie wieder in die USA zurück. Ramponiert und ausgebraucht lag sie in der Chesapeake Bay. Die amerikanische Kriegsmarine bot sie vergebens zum Kauf an. Das höchste Angebot waren 6'255 Dollar.

Da bot eine bisher unbekannte New Yorker Firma mit dem Namen Weston Trading Company 50'000 Dollar für das Schiff. Am 2. November 1946 wurde der Kaufvertrag

abgeschlossen. Es war eine Tarnfirma der Haganah. Auf ihrer Suche nach Einwandererschiffen hatte sie den morschen Ausflugsdampfer entdeckt. In Baltimore wurde das Schiff wieder seetüchtig gemacht. Vierzehnmal gab es Kurzschlüsse in den verrotteten elektrischen Anlagen. Alles, was aus Eisen und Stahl gewesen war, bestand nun zum grössten Teil aus Rost. Aber das Schiff hatte zwei grosse Vorteile: Die Maschine war alt, aber schnell. Und das Schiff hatte nur zwei Meter vierzig Tiefgang. Ideal, wenn man es an der Küste Palästinas auflaufen lassen wollte.

Es sollte unter der Flagge Panamas fahren. Aber der britische Geheimdienst sorgte durch seine Beziehungen zum amerikanischen Aussenministerium und dessen kolonial-ähnliche Macht über Panama für eine Rücknahme der schon gegebenen Zusage. Ähnlich schienen die Dinge mit Honduras zu laufen. Dort verlangte die Regierung eine Erklärung, dass die «President Warfield» nicht benutzt werden sollte, um die britische Blockade vor Palästina zu brechen. Die Weston Trading Company unterzeichnete diese Verpflichtung – schon wissend, dass der Ausflugsdampfer auf See umgetauft werden sollte und dann nicht mehr als «President Warfield» gegen die Engländer fahren würde.

In Baltimore wurde das Schiff zu einem schwimmenden Warenlager des Schwarzen Marktes: Riesige Mengen billig aufgekaufter Armeenahrung in Dosen und drei Millionen Zigaretten wurden geladen. Für eine Zigarette bekam man damals auf dem Schwarzen Markt in Deutschland zehn Reichsmark. Riesige Mengen billig aufgekaufter Dosennahrung für US-Soldaten. Alles, was sich in Europa schnell und für viel Geld umsetzen liess, wurde an Bord genommen.

Am Abend des 16. Februar 1947, es war ein Sonntag, gab es an Bord der «President Warfield» eine religiöse Feier für die Mitglieder der zukünftigen Besatzung. Zwei Männer von der Haganah in New York, Yakov Dori und Danny Schind, nahmen ihnen den «Haganah-Eid» ab. Jeder bekam einen Sweater und eine Bibel. Der künftige, 23 Jahre alte Kapitän Ike Aronowicz ebenso wie der Reverend John Gräuel. Er war ein Baptist, aber – wie viele



9./10. Juli 1947: An der Mole Saint-Louis in Sète liegt die «President Warfield» und wartet auf die Ausreiseerlaubnis.



Menschen zu dieser Zeit – aus tiefer Humanität der jüdischen Sache treu ergeben.

Unter der Fahne von Honduras lief am 25. Februar 1947 die «President Warfield» aus Baltimore aus und geriet sofort in einen furchtbaren Wirbelsturm. Es gab Wassereintritte in den Maschinenraum. Nur noch sechs Mann der Besatzung blieben dienstfähig. Das Schiff musste SOS funken. Die US-Küstenwache schickte einen Schlepper. Aber schliesslich konnte die «President Warfield» aus eigener Kraft nach Norfolk zurücklaufen. Und mit solch einem Schiff, fragten sich nun doch einige Besatzungsmitglieder, wollten sie viereinhalbtausend Menschen übers Mittelmeer kutschieren?

Die Reparatur der Sturmschäden dauerte drei Wochen.

Schlimmer waren die Schäden in der Öffentlichkeit: Am 23. Januar 1947 hatte die Weston Trading Company in die «Baltimore Sun» einen Artikel lanciert, dass die «President Warfield» als Flussschiff nach China gehe und dabei den Weg durchs Mittelmeer nehme. Jetzt, nach den Sturmschäden, fanden die Journalisten heraus, dass an Bord des Schiffes keine einzige Seekarte von China war. Und die «New York Times» schrieb am 6. März 1947: «Geheimnisvolles Schiffahrt nach Palästina.» An Bord seien nur Juden und Palästinenser.

Identität: «Go to hell!»

Am 29. März 1947 ging die «President Warfield» ein zweites Mal auf die Reise über den Atlantik. Diesmal mit mehr Glück. Als sie Gibraltar passierte, fragten die Engländer nach der Identität des Schiffes. Der Kapitän antwortete mit dem Morsescheinwerfer: «Go to hell!»

In Marseille warteten die Agenten des englischen Geheimdienstes schon am Kai. Inzwischen hatte die Regierung von Honduras dem englischen Druck nachgegeben und die Registrierung des Schiffes widerrufen. Der «President Warfield» drohte die Beschlagnahme.

Darauf flüchtete das Schiff und rammte bei der eiligen Abfahrt aus Marseille einen französischen Frachter. Nun ging es in Portovenere an der italienischen Westküste vor Anker. Das war am 21. April 1947. Vier Tage später legte sich ein italienisches Kanonenboot quer vor die schmale Hafenausfahrt. Es schien unmöglich, hier die Flüchtlinge an Bord zu nehmen und mit ihnen zu entkommen. Sieben Wochen lang musste Kapitän Ike Aronowicz auf eine Möglichkeit zum Auslaufen warten. Inzwischen wird die Mannschaft komplettiert. 36 Mann sind jetzt an Bord.

Alle sind Juden, ausgenommen John Gräuel. Die Haganah schickt fünf Leute unter der Leitung von Micha Peri und Yossi Hamburger als Beauftragte.

Auf englischen Druck ordnen die Italiener an, dass die «President Warfield» nicht mit Öl versorgt werden darf. Aber Ada Sereni, eine Haganah-Agentin mit besten Beziehungen zu italienischen Freunden, regelt das anders: Ein Tanklastwagen parkt nachts in einem Olivenhain am Ufer. Von dort wird ein Schlauch zum Schiff gezogen und der Wagen leergepumpt. Das geschieht sechszigmal hintereinander.

45 Zentimeter für jeden

Ohne dass es auffällt, wird hier die Bordwand der «President Warfield» mit Stahlplatten verstärkt. Netze werden gespannt, um die englischen Matrosen am Entern zu hindern. Stacheldraht sichert die Aufbauten. Das entgeht den Italienern. Sie wundern sich nur über die riesigen Mengen Holz, die der Bauch des Schiffes verschlingt. Sie werden unter Deck zu viereinhalbtausend Pritschen zusammengebaut. Für jeden Passagier 45 Zentimeter.

Plötzlich, am 11. Juni 1947, verlässt das Kanonenboot seine Blockadeposition und gibt den Weg aus der Bucht frei. Sofort lässt Kapitän Aronowicz die Anker lichten und läuft aus. Das Kanonenboot folgt. Die «President Warfield» steuert zuerst Genua an. Über Funk hat das Schiff Kontakt mit der Haganah-Zentrale in Paris. Ike fragt, welchen Hafen er anlaufen soll. Am günstigsten wäre Marseille. Dort gibt es ein grosses jüdisches Flüchtlingslager. Er bekommt die Anweisung, nach Port-de-Bouc zu fahren.

Am nächsten Morgen kommen zwei Hafeninspektoren an Bord, um die Seetauglichkeit des Schiffes zu prüfen. Yossi Hamburger versteht sich gut mit den Herren. Nach gründlicher Untersuchung stellen sie fest, das Schiff habe durch die Verstärkung der Bordwand und der Aufbauten einen höheren Grad an Seetauglichkeit erhalten. Nur dürfe es keine Passagiere an Bord nehmen. Ike erhält den offiziellen Schiffspass, mit dem er auslaufen kann, ohne dass die Engländer es noch verhindern können.

Jede Nacht wird jetzt das Schiff mit Riesensmengen Lebensmitteln beladen. Und Wasser. Und Öl in Fässern. Am Abend des 7. Juli 1947 läuft die «President Warfield» aus Port-de-Bouc aus. Wohin, das ist das Geheimnis des Kapitäns. Inzwischen beginnen die Lastwagenkolonnen über die französischen Strassen zu rollen. Richtung Sète. Der Hafen liegt 110 Kilometer von Port-de-Bouc entfernt. Dort kommt das Schiff am Abend des 9. Juli 1947 an.

Von alledem wusste Gertruda Babilinska nichts, als sie an Bord der «President Warfield» ging. Und die anderen viereinhalbtausend wussten es auch nicht. Und die 36 Mann Besatzung wussten es ebenso wenig wie der Kapitän Yitzhak Aronowicz, den seine Leute Ike nannten.

Alles sollte heimlich geschehen, den Agenten der Engländer die Einschiffung verborgen bleiben. Aber der Transport von viereinhalbtausend Menschen über Grenzen hinweg nach Marseille und von dort über Strassen nach einem kleinen französischen Mittelmeerhafen konnte gar nicht unbemerkt bleiben.

Eine Freundin von Anne Frank

Ein Lancaster-Aufklärer der Royal Air Force flog jeden Morgen die französische Küste ab, als sei Frankreich ein besetztes Land. Die Besatzung meldete lange Lastwagenkolonnen auf der Fahrt nach Sète.

Lastwagen mit viereinhalbtausend Schicksalen. Menschen aus den Konzentrationslagern. Aus den Verschlepperten-Unterkünften. Aus Sammelstellen für elternlose Kinder. Aus den heimlichen Meldestellen der «Bricha» in Holland und Belgien, in Frankreich und Deutschland, in Polen und Österreich. Menschen mit eintätowierten Nummern. Durch unglaubliche Zufälle am Leben geblieben. Viele von ihnen sagten später, als die britischen



In langen Transportkolonnen werden die 4'500 Menschen von den bayerischen Lagern durch den Schwarzwald zurfranzösischen Grenze gebracht.

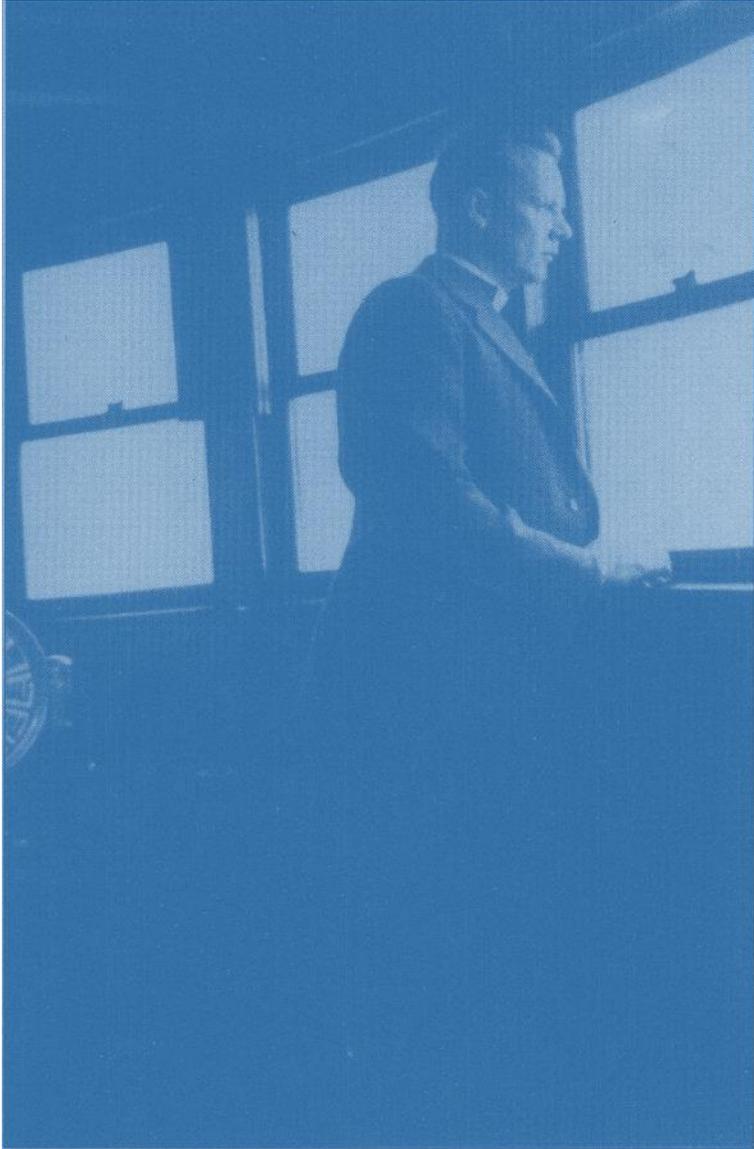
Kontrollbeamten in Haifa sie nach ihrer Herkunft fragten: «Ich komme aus der Gaskammer.»

Das jüdische Mädchen Marty van Collem aus Amsterdam hatte im Konzentrationslager Bergen-Belsen das lange Sterben seiner Freundinnen Margot und Anne Frank miterlebt. Sie hatten zur selben liberal-religiösen Synagoge an der Tolstraat gehört.

Marty erzählt: «Meine Mutter stammt aus Deutschland. Aus Bad Hersfeld. Sie hatte geglaubt, Hitler wird nicht nach Holland einfallen, denn er braucht solch ein neutrales Land, genau wie im Ersten Weltkrieg. Aber seit 1933 kamen zu uns nach Hause immer mehr Leute, die aus Deutschland geflüchtet waren. Viele von ihnen sind später nach England oder nach Argentinien und nach Südafrika gegangen. Wir Kinder haben also seit 1933 in der Naziperiode gelebt. Ich bin 1929 geboren und habe eine ältere Schwester. Mein Vater war Kaufmann. Er hat für seinen Onkel gearbeitet. Der besass eine Billard-Fabrik in Amsterdam. Billard ist bei uns ein Volkssport. Die Fabrik hiess ‚Wilhelmina‘, wie unsere Königin. Mein Onkel war sehr national wie viele Juden. Später hat er eine Kosmetik-Fabrik gegründet. Sie können sich vorstellen, wie das bei uns zu Haus war – gutbürgerlich.

Als der Krieg begann und Hitler nach Polen einfiel, hat das auf mich keinen grossen Eindruck gemacht. Es geschah ja nichts an diesem 1. September 1939. Man las es nur in den Zeitungen. Aber dann ist der schreckliche 10. Mai 1940 gekommen. Für mich ist er bis heute der schlimmste Tag meines Lebens. Die Nazis kamen. Es war wie das Ende der Welt. Vier Tage später sahen wir sie. Die deutschen Soldaten marschierten vor unseren Fenstern vorbei. Mein Vater hat gesagt, wir dürfen nicht raus. Wir haben die ganze Zeit Radio gehört. Und wir haben ja genau gewusst, was mit den deutschen Juden passiert ist. Also wussten wir auch, was mit uns passieren sollte. Am 15. Mai sollten wir nach England fliehen, wir hatten eine Möglichkeit. Aber mein Vater wollte nicht weg. Er wollte seine alte Mutter nicht allein in Amsterdam zurücklassen.

So sind wir geblieben, und so ist er später umgekommen. Mein Vater ahnte das. Er hatte das ja schon all die



Baptistenpfarrer John Gräuel auf der Kommandobrücke der «President Warfield». Er munterte alle Leute auf, wenn sie keine Hoffnung mehr hatten.

Jahre gehört von den deutschen Juden, die bei uns waren. Er war ein sehr pessimistischer Mensch. Für ihn war mit dem Einmarsch der Deutschen wirklich das Ende da. Aber das Ende kam nicht auf einmal. Es kam langsam. Ich weiss nicht mehr: Mussten wir zuerst den Judenstern tragen, oder durften wir zuerst nicht mehr mit der Tramway fahren und nicht abends ausgehen? Mit zehn, glaube ich, mussten die Kinder den Judenstern an ihrer Kleidung haben. Ich hab ihn damals mit Stolz getragen. Besonders stolz war ich, dass ganz fremde Leute mir ‚Guten Tag‘ sagten, und fremde Männer zogen den Hut vor mir. Ich war mein ganzes Leben lang stolz, eine Jüdin zu sein. Deshalb hatte ich immer meine Nase nach oben. Mein Mann kann das überhaupt nicht verstehen. Er hat immer in Paris gewohnt, das ist etwas anderes. Vielleicht bin ich idiotisch mit diesem Stolz.

Es wurde schlimmer und schlimmer. Das schlimmste war eigentlich: wir waren so gehorsam. Wenn es hiess, man muss sich registrieren lassen, dann liess man sich registrieren. Die Holländer sind da noch schlimmer als die Deutschen: was gemacht werden soll, wird gemacht.

Ich seh mich noch stehen mit meinem Fahrrad. Es war der Befehl gekommen, die Juden müssen ihre Fahrräder abliefern. Also liefern wir unsere Fahrräder ab. Wir hatten gerade ein halbes Jahr vorher schöne neue Fahrräder bekommen. Also, was macht mein Vater? Wir haben diese neuen Fahrräder an unsere Freunde gegeben und deren uralte genommen. Die haben wir abgeliefert. Drei Stunden hab ich stehen und warten müssen, damit ich mein Fahrrad abliefern darf, was nicht mehr meins war. Drei Stunden geduldig in einer Schlange. Verstehen Sie das? So waren wir damals, und deshalb bin ich auch weggegangen nach Palästina.

Ich weiss nicht, ob es so etwas wie einen Nationalcharakter gibt. Aber warum haben die holländischen Juden sich registrieren lassen und die belgischen nicht? In Belgien haben polnische Juden gewohnt, und die haben das einfach nicht gemacht, und so haben sie die anderen beeinflusst. Warum hat man in Dänemark die Juden gerettet? Naja, das kann man tun, wenn man vier- oder fünftausend Juden aus dem Lande bringen muss. Aber nicht,

wenn man 140'000 Juden im Land hat. In Polen haben ungefähr drei Millionen Juden gewohnt, und es sind zehn Prozent übriggeblieben. In Holland sind auch nur 17'000 Juden übriggeblieben. Fast 90 Prozent sind gegangen, als man ihnen befohlen hat, zu gehen. Und das in einem Land, wo es doch viel mehr Möglichkeiten gab, unterzutauchen.»

Mein Gott, das ist ja heute

«Am 20. Juni 1943 sind wir bei der grossen Razzia in Südamssterdam abgeholt worden. Wir sind zuerst ins Lager Westerbork gekommen. Am 1. Februar 1944 hat man uns nach Bergen-Belsen gebracht. Uns alle zusammen, meinen Vater, meine Mutter, meine Schwester und mich. Es war der zweite Judentransport aus Holland. Meine beiden Grossmütter waren schon tot. 1942 ist die eine gestorben und 1943 die andere, die Mutter meines Vaters. Ich erinnere mich noch, dass meine Mutter gesagt hat: Ein Glück, dass sie gestorben ist. Ich war vierzehn Jahre und musste als Kinderbetreuerin in den Baracken arbeiten. Mein Vater ist am 3. April 1945 gestorben.»

Sie sah, als ich das Interview mit ihr machte, zu mir auf und wurde bleich: «Mein Gott, das ist ja heute.»

In solchen Situationen möchte man vor Scham weit fort sein. Marty war eine Frau von über fünfzig Jahren und weinte. Und ich war ein Deutscher, drei Jahre älter, der damals in einer deutschen Uniform umhergegangen war.

Nach einiger Zeit sprach sie weiter: «Damals starben so viele. Anne und Margot Frank hatte ich aus den Augen verloren. Wie sie gestorben sind, weiss ich nicht. Wir mussten eine Woche nach dem Tod meines Vaters nach Celle marschieren. Dort wurden wir in einen Zug getrieben. Wir waren zwölf Tage in diesem Zug, sind um Berlin herumgefahren. Bei Döberitz in der Nähe von Berlin haben uns die Russen befreit. Die meisten Leute hatten Flecktyphus, ich auch und meine Schwester. Auch meine Mutter war sehr krank.»

Zwei Monate später sind sie nach Holland zurückgekommen. Marty war damals gerade 16 Jahre alt geworden. Eigentlich hätte für sie nun das bürgerliche Leben einer jungen Jüdin in Amsterdam weitergehen können. Aber sie wollte nicht. Wollte nicht mehr zur Schule gehen, als sei nichts gewesen. Wollte nicht in Holland

bleiben. Sie lernte Hebräisch. «Ich wollte nur weg, weg. Ich wollte etwas ganz Neues anfangen. Mein Vater hatte schon vor unserer Deportation zu uns Mädchen gesagt: Ich will, dass Ihr nach dem Krieg nach Palästina geht. Ich bin zu alt, aber Ihr sollt nach Erez Israel. Ich liess mich in einem Vorbereitungskurs für Palästina als Kindergärtnerin ausbilden. Im Juni 1947, da war ich gerade 18 geworden, fragte mich ein Freund, ob ich mitgehen wolle nach Palästina. Er sollte in Holland Soldat werden und wollte das natürlich nicht. So haben wir uns Pässe besorgt und sind nach Marseille gefahren. Wir haben keinen Platz im Zug gefunden und mussten draussen auf dem Kohlenwagen hinter der Lokomotive sitzen. Am Morgen in Marseille waren wir schwarz. Es war natürlich alles illegal, und wir sollten eine Nachricht bekommen. Dann haben wir das Durchgangslager La Ciotat gesucht. Da mussten wir fünf Tage warten. Und in der folgenden Nacht kamen die Lastwagen. Zuerst waren es zehn Wagen. Aber unterwegs sind immer mehr und mehr Leute dazugekommen. Wir sind durch die Dunkelheit gefahren. Als es dämmerte, kamen wir in Sète an.»

Unser Schiff geht nach Kolumbien

«Wir mussten vier Stunden auf dem Kai warten. Dann haben wir unsere Papiere vorgezeigt. Wir hatten sie von der Haganah bekommen. Sie waren falsch. Aber sie hatten ein echtes Einreisevisum für Kolumbien. Wir mussten dem französischen Zollbeamten sagen, unser Schiff geht nach Kolumbien.»

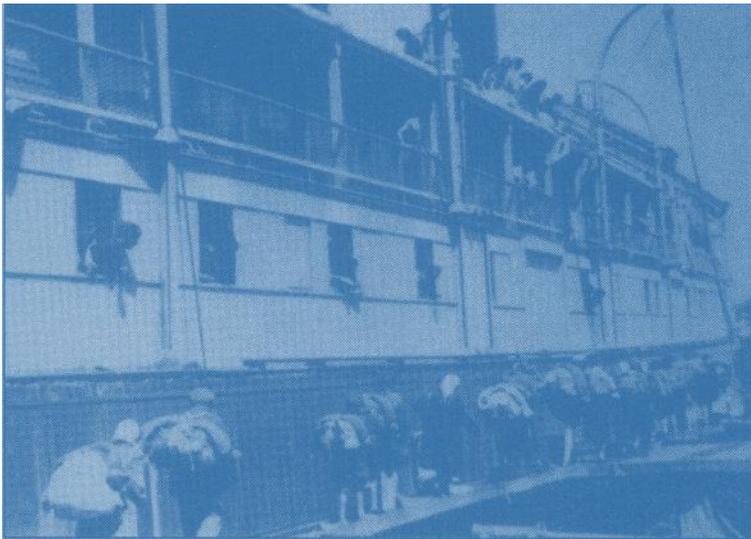
Der Zollbeamte wusste genau, wohin sie fahren wollten, und dass die Papiere falsch waren. Er hatte die ganze Nacht vorher mit den Leuten der Haganah zusammengesessen. Sie hatten ihm erklärt, warum die Einschiffung so früh morgens beginnen musste. Und er hatte ihnen erklärt, dass er beide Augen zudrücken werde, wenn er nur seiner Behörde mitteilen könnte, dass die Leute ein echtes Visum hatten. Nun sah er selbst, dass das kolumbianische Visum echt war. Deshalb trug er all die vielen falschen Namen in eine Liste ein und fertigte die Menschen ab wie Passagiere eines normalen Überseedampfers, obwohl er doch die gebrechliche «President Warfield» vor sich hatte. Die hätte niemals mit viereinhalbtausend Menschen über den Ozean nach Kolumbien fahren können.

Der Zollbeamte auf dem Kai hiess Laurent Leboutet. Er hatte vier Helfer und einen Stempel mitgebracht und sass dort seit drei Uhr morgens hinter seinem Klapptisch. Laurent Leboutet nahm den Leuten die falschen Papiere ab und stempelte seine Listen.

Dann durften die Passagiere über einen Ponton an Bord der «President Warfield» gehen. Am Heck hatte sie die Flagge von Honduras gesetzt. Das Schiff war 118 Meter lang und 19 Jahre alt. Für die Fahrt auf hoher See war es nicht konstruiert worden. Aber es hatte den Vorteil, dass Kapitän Ike Aronowicz das Schiff mit dem geringen Tiefgang auf die Küste setzen konnte. Es hatte schon viele solche Schiffe gegeben, die nachts auf die Küste Palästinas aufgelaufen waren. Und ehe die Engländer



Hafenkommissar Laurent Leboutet kontrollierte, ob alle Passagiere das Visum für Kolumbien hatten.



Über die Mole Saint-Louis in Sète besteigen 4'500 Menschen die «President Warfield», die ein paar Tage später «Exodus» heißen wird.

gekommen waren, hatten die Einwanderer den Sprung ins Wasser gewagt und waren von den am Ufer wartenden Juden ins Land transportiert und versteckt worden.

Aronowicz war ein mutiger Draufgänger. «Wir waren ein paar Verrückte, die wollten mit diesem Kasten unbedingt viereinhalbtausend Menschen übers freie Meer nach Palästina bringen.» Bevin, den englischen Aussenminister, nennt er heute noch verächtlich einen «Scheisser».

Er stammt aus Polen. Ist in Lodz geboren. «Als ich ein Jahr alt war, sind wir nach Danzig gezogen. Da haben wir bis 1934 gewohnt. Die Eltern haben untereinander jiddisch gesprochen. Mit uns Kindern haben sie Deutsch gesprochen. Ich hab Jiddisch verstanden, meine Brüder nicht. Es gefällt mir, Jiddisch. Polnisch konnte ich kein Wort. Aber dann hat mein Vater mich gezwungen, nach Warschau auf die polnische Schule zu gehen. Ich musste Polnisch lernen. Das war furchtbar.»

Durch einen Umbau auf Ölbrenner hatte der Kapitän die Maschine des Schiffes auf Höchstleistung gebracht. Es konnte nun achtzehn Knoten laufen. Für die damalige Zeit eine hohe Geschwindigkeit: mehr als 33 Stundenkilometer. Allerdings war die «President Warfield» nur für siebenhundert Passagiere zugelassen.

Hafenkommissar Laurent Leboutet klappte um elf Uhr morgens seinen Tisch zusammen, schüttelte dem Kapitän die Hand und wünschte gute Reise. Eigentlich hatte er strenge Anweisung, diese Fahrt nicht zu erlauben. Er sagte später dem deutschen Schriftsteller Horst Siebecke bei dessen Recherchen für sein Buch «Operation Oase»: «Ich war nicht neugierig, und wäre ich es gewesen, hätte es an der Lage der Dinge nichts geändert ... Sie führten, wie wir wissen, einen guten Krieg.»

London hatte Paris unter Druck gesetzt, auf jeden Fall das Auslaufen dieses grössten illegalen Judenschiffes zu verhindern. Und Paris hatte das zugesagt. Die «President Warfield» war «an die Kette» gelegt worden.

Die «Kette» war in Wirklichkeit eine dünne Leine. Zwei Polizisten waren vor dem Schiff postiert. Sie liessen sich vom Kapitän zu einem Drink in die Offiziersmesse einladen. Daraus wurde mehr, und schliesslich waren die Polizisten froh, heil nach Haus gebracht zu werden.

Inzwischen war ein französischer Marineoffizier mit Technikern an Bord gekommen, um die Ölbrenner zu demontieren. Kapitän Aronowicz verweigerte ihnen den Zutritt zum Maschinenraum. Der Offizier sagt seinem jüdischen Kollegen: «Na, wenn das so ist...», und dann «verliessen sie erleichtert das Schiff» – sagt Kapitän Aronowicz.

Laurent Leboutet ist bereit, mit Kapitän Aronowicz zum Präfekten André Weiss nach Montpellier zu fahren, damit der endlich die Ausreisegenehmigung gibt. Der Hafenkommisсар erstattet Bericht: Alle Passagiere haben ein gültiges Visum für Kolumbien vorgelegt. Die Papiere sind in Ordnung. Die Kontrolle ist abgeschlossen. Der Präfekt gibt zu verstehen, ihm seien die Hände gebunden. Er selbst habe grosses Wohlwollen für die Passagiere.

Sie fahren zurück nach Sète. Inzwischen ist es Nachmittag. Unter Deck steigen die Temperaturen auf mehr als 40 Grad. Der Kapitän entschliesst sich, ohne Genehmigung den Hafen zu verlassen. Er sucht auf eigene Faust einen Lotsen und besticht ihn mit einer Million Francs. Das sind nach heutigem Wert ungefähr zehntausend Mark.

Gegen Mitternacht soll der Mann an Bord kommen. Doch er kommt nicht. Sète hat eine so enge Hafenausfahrt, dass sie ohne Lotsenhilfe kaum passiert werden kann. Schon gar nicht von solch einem langen Schiff. Kapitän Aronowicz versucht es trotzdem. Er befiehlt: «Leinen los!»

Das Schiff legt ab. Da verwickelt sich die Heckleine in die Schraube. Der Kapitän lässt die Maschine rückwärts laufen, wieder vorwärts, wieder rückwärts, wieder vorwärts. Schliesslich kommt die Schraube frei.

Dann rammt das Schiff schrill schrammend die Mole. Aber die Schiffswand bleibt heil, kein Wassereinbruch. Wenig später läuft das Schiff, schon ausserhalb des Hafenbeckens, mit einem schrecklichen Knirschen auf eine Sandbank. Wieder gibt es keinen Wassereinbruch, kein Leck. Der Kapitän riskiert, dass die Maschine auseinanderfliegt, als er immer wieder mit voller Kraft die Schraube vor- und rückwärtslaufen lässt. Aber das Schiff liegt fest.



23 Jahre alt ist Yitzhak Aronowicz, als er 1947 Kapitän der »Exodus« wird.

Eine Stunde, zwei Stunden. Dann kommt das Morgengrauen, mit ihm die Flut. Plötzlich ist das Schiff frei. Die «President Warfield» läuft aufs offene Meer hinaus. Für die Passagiere beginnt eine Schreckensfahrt. Sie sollte sechs Tage dauern und endet erst nach 61 Tagen.

«Es war ein bisschen wie in einem Konzentrationslager», erinnert sich Marty van Collem an diese Fahrt auf der «Exodus». «Wir hatten weniger als 60 Zentimeter Platz und lagen vier Stockwerke hoch übereinander. Das Schiff sah aus wie eine Gepäckaufbewahrung. Die Zwischenwände waren herausgenommen. Man konnte in den Fächern nur flach liegen, wie ein Brot im Backofen. Die Hitze nahm immer mehr zu. Es gab kaum Trinkwasser. Überall Erbrochenes von Seekranken. Aber wenn man 18 ist und optimistisch, dann sieht alles aus wie ein Abenteuer. Heute, wenn man an die Zeit vor vier Jahrzehnten zurückdenkt, ist es heroisch. Damals war nur eins wichtig: Wir gehen nach Palästina. Auch dass es wenig zu essen gab und wenig zu trinken, war für uns nicht wichtig. Wir haben Tee bekommen und Zwieback, und alles war gut. Ich muss sagen, auf der Hinfahrt nach Palästina habe ich die Leute rings um mich herum gar nicht so richtig wahrgenommen. Erst als wir später von Haifa nach Deutschland gebracht wurden, habe ich die Leute gesehen und mit ihnen gesprochen und von ihren Schicksalen gehört.»

John Gräuel, der amerikanische Baptistenpfarrer, muss die Exkrementen mit dem Schlauch wegspritzen. Er gehört zur Besatzung: «Ich bekam Ringelflechte, Hautpilz und Mundfaule.»

Ohne dass sie voneinander wussten, gab es also zwei Nichtjuden auf diesem jüdischen Schiff: Den amerikanischen Geistlichen John Gräuel und die polnische Erzieherin Gertruda Babilinska.

Vergebens hatten die Organisatoren der Fahrt versucht, die Polin vom Schiff fernzuhalten. Man sagte ihr, es gebe genügend jüdische Betreuer für das elfjährige jüdische Waisenkind Michael Stelowitzky aus Warschau. Sie, die Nichtjüdin, könne risikolos mit ihrem polnischen Pass nach Palästina einreisen. Keine englische Einwanderungsbegrenzung halte sie zurück, die gelte nur für Juden.

Aber Gertruda Babilinska trennte sich nicht von ihrem Micky. Sie erwiderte auf alle Bedenken: «Ich habe es seiner Mutter versprochen, ich trenne mich nicht von ihm. Ich gebe meinen Jungen nicht her.» Micky war «ihr Junge» geworden.

Und während die meisten an Bord stöhnten, klagten, weinten, blieb Gertruda Babilinska ruhig. Viele erzählten später, sie sei ein Vorbild gewesen.

Auf dem Schiff hatten sie genügend Zeit, die unglaubliche Vorgeschichte ihrer merkwürdigen Reise zu bedenken. Wer hatte ihre Fahrt über viele Grenzen und übers Meer organisiert? Woher waren die Lastwagen besorgt? Wie hatten sie die Zollbeamten bestochen? Womit waren die Eisenbahnzüge nach Marseille bezahlt worden? Wer hatte das Essen für die vielen tausend Menschen eingekauft? Wer hat es auf all den Zwischenstationen für sie gekocht? Wie war es möglich, ein ganzes Schiff zu kaufen? Woher kam die Mannschaft?

Es war eine riesige Maschine, die sie ins gelobte Land transportierte. Aber niemand wusste, wo sie stand. Wie sehr hatten sie in Auschwitz und in Ravensbrück und in Drancy und in San Sabba und in Theresienstadt auf die Existenz dieser Maschine gehofft. Nun war sie da.

Es waren nicht nur Juden, die Räder und Hebel und Gewichte dieser Maschine in Gang hielten. In vielen Ländern der Welt halfen Sympathisanten. In Marseille eine kommunistische Jugendgruppe. In Neuf Brisach liberale Studenten. In Amerika Quäker. In Dänemark Sozialisten. Selbst Schwärmer halfen mit. Es war das warme Mitgefühl mit den Überlebenden des Holocaust auf dem Weg in eine neue Heimat, in deren Kibbuzim es keine Ausbeutung mehr geben sollte.

Wer zu dem Apparat gehörte, war verschwiegen. «Man fragte nie etwas», erzählt der Dolmetscher Benjamin Gruszka. Alle kannten ihn nur unter dem Spitznamen «Bolek». Damals arbeitete er in Lübeck für die «Bricha». Das war die heimliche jüdische Auswandererorganisation. Wer die Chefs waren, wo sie eigentlich sassen, wusste auch Bolek nicht. «Man bekam eine Anweisung und führte sie aus. Aber man fragte nicht, wer sie gegeben hatte.»

Die Menschen werden passend gemacht

Ein Mann namens Isidore Porohylis hatte vom jüdischen Geheimdienst Mossad den Auftrag, die Emigranten aus Deutschland über die französische Grenze zu schleusen. Mit dem ersten Transport kamen 800 Menschen aus dem Schwarzwald nach Breisach. Um sie über die Brücke nach Neuf Brisach zu bringen, brauchte man ein Visum. Isidore Porohylis hatte ein Sammelvisum für 800 Personen, die aus der amerikanischen Zone des besetzten Deutschland über Frankreich nach Palästina reisen durften und das britische Einwanderungs-Permit besaßen. Es war ein echtes Visum mit echten Stempeln und echten Namen. Nur die Menschen passten nicht dazu. Sie mussten passend gemacht werden.

Es war ein Visum, das schon einmal benutzt worden war. Juden, die inzwischen längst in Palästina lebten und mit einer legalen britischen Erlaubnis ins Land gekommen waren, hatten ihre Papiere und das Visum den Mossad-Leuten abgegeben zur zweiten Benutzung.

Alle 800 Leute, die diesmal kamen, hatten einen neuen Namen lernen müssen. Und Porohylis hatte den Transport so gesteuert, dass er an einem Sonntagnachmittag auf der Brücke ankam: Nach dem Essen, als die französischen Zollbeamten schläfrig in ihrer Bude saßen. Sie winkten nur lässig: «Allez, allez!» Und zwei Tage später bestiegen die Flüchtlinge in Sète die «Exodus».

Sie kamen aus Polen und Rumänien, aus Russland und Holland, aus Italien und aus Amerika. Das babylonische Sprachgewirr der Bibel war nichts gegen das auf der «Exodus». Trotzdem verstanden die Leute einander. Nicht nur, weil sie alle das gleiche Ziel hatten, sondern weil Juden immer schon mehrere Sprachen sprechen mussten. Zum Beispiel Mordechai Rosmann: «Ich hatte nicht nur Jiddisch, Polnisch und Russisch gelernt, sondern auch

Hebräisch.» Er war eine Zeitlang Leiter der Jugendorganisation «Hashomer Hatzair» gewesen und hatte es dort gelernt. Aber er konnte mehr: Er konnte sich durchsetzen. So wurde er zum eigentlichen Sprecher der «Exodus»-Passagiere. Und er war mutig. Das bekamen die Engländer zu spüren.

Es soll Mordechai Anielewicz heissen

Am dritten Tag seiner Fahrt bekommt das Schiff einen verschlüsselten Funkspruch von der Haganah-Zentrale aus Paris. Die Haganah, die Untergrund-Organisation der Juden, und ihr militärischer Arm, die «Palmach», organisieren und leiten die Fahrten der illegalen Einwandererschiffe. Kapitän Ike Aronowicz hatte die Haganah aufgefordert, dem Schiff einen hebräischen Namen zu geben. Das war so üblich, wenn sich die Einwanderer der Küste von Erez Israel näherten. Man nannte die gecharterten Schiffe auf See um. Sie hiessen dann «Israel» oder «Hatikwa», nach der zionistischen Hymne, oder «Stern von Zion». Die Mannschaft der «President Warfield» hatte als neuen Namen «Mordechai Anielewicz» vorgeschlagen. Das war der legendäre Führer des Warschauer Getto-Aufstandes gewesen, der als 24-jähriger fiel.

Aber die Haganah-Zentrale hatte anders entschieden. Das Schiff soll «Exodus 1947» heissen. Es soll zum Symbol der jüdischen Einwanderung nach Palästina werden, auch mit seinem Namen.

Am Nachmittag des 14. Juli 1947, als das Schiff Sizilien passiert, wird der neue Name auf die Bordwand gepinselt: «Exodus 1947». In lateinischen und hebräischen Schriftzeichen. Am Mast wird die Fahne eines Landes aufgezogen, das es noch gar nicht gibt: ein blau-weisses Fahnentuch mit dem Davidstern. Die Menschen singen an Deck, in den Laderäumen und in ihren Gepäckfächern die Hatikwa, das Lied von der Hoffnung auf Zion. Wer singen kann von den Passagieren und wer nicht seerkrank ist, der singt. Viertausend Menschen singen.

Ihr Gesang wird auch an Bord der britischen Kriegsschiffe gehört. Denn kurz nach dem Auslaufen aus Sète hat die «President Warfield» eine Bewachung bekommen: Die Zerstörer «Chequers» und «Childers» und «Cheviot» und «Charity» und «Chieftain». Nun kommt noch ein Kreuzer dazu, die «Ajax». Es ist derselbe Kreu-



Kurs Palästina. Kapitän Ike Aronowicz auf der Brücke der «Exodus». Im Hintergrund der Zweite Offizier, Bill Bernstein. Er wurde bei der englischen Kaperung des Schiffes erschlagen.

zer, der sieben Jahre zuvor die fünf jüdischen Schiffbrüchigen von der «Pentcho» aus dem Wasser gefischt hat. Damals hat er Juden gerettet, heute wird er zur Jagd auf sie eingesetzt.

Admiral Algernon Willis lässt das jüdische Schiff immer wieder warnen. Durch dröhnende Bordlautsprecher, mit Megaphonen und über Funk: «Sie dürfen in Palästina nicht an Land gehen. Wir werden notfalls Gewalt anwenden. Widerstand ist zwecklos.»

Nicht nur der Kapitän der «Exodus», all die kranken, schmutzigen, verzweifelten Menschen an Bord hören diese Worte. Aber mit einem unglaublichen Stolz halten sie den englischen Matrosen Spruchbänder entgegen: «Soldaten, wir gehen nach Hause. Warum geht ihr nicht auch?» Es ist der Stolz der Marty van Collem mit ihrem Judenstern am Mantel.

Allen wird klar, dass die englischen Kriegsschiffe eine Landung der «Exodus» in Palästina mit allen Mitteln verhindern werden. Alle rechnen damit, dass die Briten sie dann nach Zypern bringen. Denn alle wissen, dass die Engländer das schon seit Monaten so gemacht haben.

Aber niemand an Bord weiss, dass die Sammellager auf Zypern überfüllt sind und die Passagiere der «Exodus» nicht mehr aufnehmen können. Nur die Haganah-Zentrale weiss es, und das gehört zu ihrem Plan. Sie benutzt die Ahnungslosigkeit der Juden auf der «Exodus» zu ihrer politischen Strategie.

Ein Kind wird geboren, eine Mutter stirbt

Kapitän Aronowicz gibt über die Bordlautsprecher bekannt, dass auf der «Exodus» ein Kind geboren wurde. Es ist ein Junge. Die Leute jubeln, singen die Hatikwa. Viele beten für das Glück ihres jüngsten Kameraden.

«Wir waren so optimistisch», erzählt Marty van Collem. «Ich war achtzehn. Wir waren so jung. Wir ertrugen das alles viel leichter als die Älteren. Es gab wenig Wasser, ja. Aber wir vergassen den Durst. Wir freuten uns so wahnsinnig auf Erez Israel. Es gab Schiffszwieback. Und von Zeit zu Zeit bekamen wir eine Dose Maronenpüree. Das war süß und hatte viele Kalorien. Wenn wir Zweifel hatten, ob wir durch all diese vielen englischen Schiffe hindurch bis nach Palästina kommen würden, dann hat der amerikanische Reverend uns Mut gemacht. Er nahm das Megaphon und rief den Engländern zu: ‚Geht weg! Wir sind in internationalen Gewässern. Ihr dürft nicht näher kommen als hundert Meter.‘ Das war überhaupt ein grossartiger Mensch. Er gab uns allen Kraft.»

Die «Exodus» passiert die Südküste von Kreta. Zwei Drittel der Strecke zum Gelobten Land hat das Schiff schon hinter sich. Da gibt der Kapitän über die Bordlautsprecher bekannt: Die Mutter des neugeborenen Kindes ist gestorben.

Der amerikanische Architekt Abraham Lifschitz, der sich heute Avi Livni nennt, war als Sanitäter auf der Krankenstation: «Die Frau hatte eine Sepsis. Wir konnten sie nicht retten. Ich gab das Kind einer Ämme, die es fütterte. Wir haben die Mutter dann auf See bestattet.»

Sie hiess Sima. Kam aus Polen. John Gräuel legt die tote Frau in eine roh zusammengezimmerte Kiste. Er breitet über den Leichnam die Flagge mit dem Davidstern.

Die Maschinen werden gestoppt. Yossi Hamburger, der Haganah-Chef an Bord, spricht die letzten Worte: «Wir nehmen Abschied vom ersten Opfer auf dieser

Reise. Wir wissen, dass auf dem langen Weg der Alija Beth schon Tausende von Opfern geblieben sind. Wir fügen deren langer Liste in Trauer diese Tote bei. Als Trost bleibt uns nur die Gewissheit, dass wir keinen anderen Weg als diesen gehen können, um zu unserem Ziel zu gelangen. Ihr Kind und ihr Tod sind uns Symbol geworden für unser Schiff, das wir ‚Exodus‘ nennen. So war es in der Öde des ersten Exodus aus Ägypten. Auch da sind auf dem Wege unzählige Juden gestorben. So wird jetzt das Kind, das seine Mutter überlebt hat, den Weg fortsetzen.»

Noch ahnt niemand, dass auch der Weg dieses Kindes nur kurz sein wird.

Der Sarg wird über Bord gehoben. Er poltert an der Bordwand hinunter. Schlägt aufs Wasser auf. Versinkt. Auf der «Exodus» ist die Flagge mit dem Davidstern auf Halbmast gegangen. Auch die englischen Kriegsschiffe haben ihre Maschinen gestoppt und den Abstand vergrößert. Sie warten. Man hat verstanden, was auf der «Exodus» geschehen ist.

Dann nimmt das Schiff wieder Fahrt auf. Unter Deck wird es immer heisser. In der Enge leiden die Alten und die Kinder am meisten. Viele sind schon krank an Bord gekommen. Sie hatten Jahre in den Lagern hinter sich.

Die armen, kranken Kinder

Abraham Lifschitz betreut eine Gruppe von acht epileptischen Waisenkindern: «Sie waren sieben bis acht Jahre alt. Ich musste immer von Kind zu Kind laufen und ihnen Hölzchen zwischen die Zähne schieben. Sonst hätten sie sich bei einem Anfall die Zunge abgebissen. Mit solchen Fällen hatte ich nicht gerechnet, obwohl ich vor der Reise eine Menge Medikamente eingekauft hatte. An Bord hatten wir ein paar kleine Erste-Hilfe-Stationen und ein Krankenrevier eingerichtet. Dort tat ein schottischer Arzt Dienst, Dr. Josua Cohen.»

Auf der «Exodus» wird jetzt alles auf die Abwehr eines englischen Angriffs kurz vor der Landung vorbereitet. Die Wege zur Brücke werden mit Stacheldraht abgesperrt. Aus den kräftigsten Männern wird ein Kommando zusammengestellt zur Verteidigung des Ersatzruders unter Deck.

Marty van Collem erzählt: «An der Reling wurden Drahtnetze gespannt, um die englischen Matrosen am Entern zu hindern. Später, als die englischen Soldaten an Bord gekommen waren, haben sie diese Drahtnetze mit Stahlscheren zerschnitten. Weil wir nicht genügend Rettungsboote hatten, sollten wir alle nur einen Badeanzug unter der Kleidung tragen. Auf Befehl sollten alle, die schwimmen konnten, über Bord springen und ans Land schwimmen. Für uns Holländer war das kein Problem. Wir konnten alle schwimmen. Aber es gab viele Binnenländer, die waren in ihrem Leben noch nie geschwommen. Also habe ich nur einen Badeanzug angehabt und darüber ein ganz leichtes Kleid. Ausserdem habe ich eine Unterhose angehabt und einen Büstenhalter und über allem einen Mantel.»

Und Geld. Hat sie Geld gehabt?

«Nichts. Keinen Cent. Keinen Francs. Nichts. Und keine Papiere. Wir haben von Frankreich aus unsere holländischen Pässe mit der Post nach Holland geschickt.

Das darf man eigentlich nicht. Aber alles, was wir taten, durfte man nicht.»

Wer noch einen Pass hat, muss ihn abgeben. Alle Pässe werden eingesammelt, alle Papiere verbrannt. Wenn die Engländer an Bord kommen, sollen sie von keinem erfahren, wie er heisst und woher er stammt.

Am sechsten Tag der Fahrt sehen die 4'500 Menschen die Küste des Gelobten Landes. Erez Israel. Ihr Schiff fährt von Süden nach Norden. Im Rücken haben sie Ägypten und die Nilmündung. Eine Meute britischer Kriegsschiffe umkreist die «Exodus». Die Engländer ziehen die Planen von den Geschützen. Aber noch warten die Offiziere. Solange die «Exodus» ausserhalb der Dreimeilenzone Palästinas ist, so lange ist sie in internationalen Gewässern. Wer sie hier angreift, begeht ein Verbrechen.

Kapitän Aronowicz manövriert sein Schiff vorsichtig gerade ausserhalb der Dreimeilenzone. Er hält über Funk Verbindung zum jüdischen Sender in Palästina, «Kol Israel», der «Stimme Israels». Über diesen Sender werden die Juden im Lande auf die erwartete Landung der «Exodus» vorbereitet.

Die «Exodus» soll zehn Kilometer südlich von Tel Aviv bei Bat Yarn auf den flachen Sandstrand auflaufen. Dort ist die Brandung nicht so stark. Mit Tauen, Booten und Flößen wollen die Juden von Land aus den Schwimmern zu Hilfe kommen. Zwei grosse Gruppen der illegalen jüdischen Heimwehr werden aufgerufen, bei Tel Aviv die englischen Truppen in eine Schlacht zu verwickeln, um sie aufzuhalten. Bis die englischen Soldaten da sind, sollen die viertausendfünfhundert Menschen schon im Lande untergetaucht sein. Viele Male hat das schon geklappt. Aber noch nie sind so viele Einwanderer gekommen.

Die Juden Palästinas werden von «Kol Israel» aufgefordert, in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli 1947 auf dem Strand eine undurchdringliche Menschenmauer zu bilden.

17. Juli, 20 Uhr. Die «Exodus» sendet direkt über «Kol Israel» einen Aufruf an die jüdische Bevölkerung: «Hier spricht das Flüchtlingssschiff ‚Exodus 1947‘. An Bord sind 1'600 Männer, 1'282 Frauen, 1'017 Jugendliche und 655

Kinder. Wir sind von sechs britischen Kriegsschiffen eingekreist.»

18. Juli, 2.30 Uhr. Die englischen Lautsprecher dröhnen durch die Nacht: «Stoppt die Fahrt! Ihr seid jetzt in den Gewässern Palästinas.»

Kapitän Aronowicz antwortet ihnen: «Ihr seid eine Bande von Lügner. Wir sind in internationalen Gewässern. Wer uns angreift, begeht Piraterie.»

Die Engländer entern das Schiff

Nun lassen sich die Engländer nicht mehr zurückhalten. Der Zerstörer «Childers» kommt längsseits. Scheinwerfer flammen auf. Eine Enterbrücke wird ausgeschwenkt. 15 schwerbewaffnete Matrosen springen auf die «Exodus». Tränengasgranaten und Knallkörper explodieren auf dem Deck. Die Juden wehren sich mit Konservendosen und Kartoffeln.

Ein 13jähriges Mädchen führt damals ein Tagebuch, eine Ungarin. Sie heisst Erika Gero. Geboren war sie in Belgrad. Ihre Eltern hatten sie vor den Nazis bei einer ungarischen Familie versteckt. Immer wieder musste sie ihren Unterschlupf wechseln. Als sie befreit wurde, war sie eine Waise. Ihre Eltern waren tot. Von ihrer ganzen Verwandtschaft lebte nur noch ihre Schwester. Sie schreibt: «Am Abend steigen wir zum oberen Deck hoch und stellen uns neben dem Schornstein auf. Vor uns sind grosse Kisten mit Konserven aufgestapelt. Daneben Kartoffelsäcke, ein Stück Rohr, Stöcke. Das sind unsere Waffen. Wir hängen Spruchbänder auf. Als die Dunkelheit hereinbricht, wird unser Schiff von den starken Scheinwerfern der englischen Zerstörer angestrahlt.

Immer wieder dröhnen die Lautsprecher von den Kriegsschiffen warnend herüber: Dreht ab! Entfernt Euch von der Küste Palästinas! Aber unser Kapitän erwidert jedesmal: Solange er das Steuer führe, werde das Schiff in Richtung Erez Israel fahren.

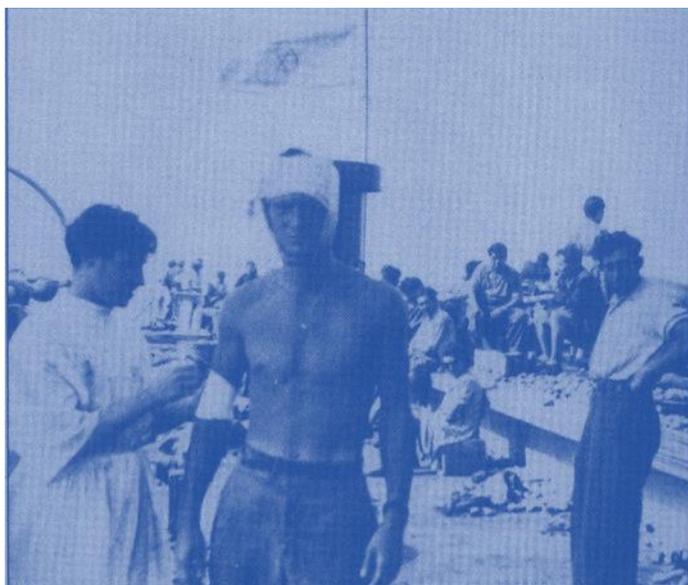
So geht es die ganze Nacht durch bis drei Uhr früh.

Plötzlich schrillt eine Sirene durch die Nacht. Scheinwerfer blenden uns. Der Kampf beginnt.

Ein Zerstörer kommt ganz nahe. Wir bombardieren ihn mit Konservendosen und Kartoffeln. Die Engländer werfen Gasgranaten auf die «Exodus». Einige explodieren direkt neben uns. Eine erstickende Wolke hüllt uns ein. Es brennt furchtbar in den Augen. Es erstickt uns. Man verliert den Verstand. Wir haben kein Wasser, nichts, um uns vor diesem Gas zu schützen.

Einer von uns öffnet stattdessen Konservendosen mit Milch, damit waschen wir unsere Augen aus. Dann spritzen die Engländer mit starken Wasserstrahlen. Aber es ist kein Wasser, es ist eine ölige Brühe. Wir Kinder geraten in Panik.

Die Gemeinheiten der Briten waren grenzenlos. Sie hatten uns in internationalen Gewässern angegriffen. Sie hatten Schusswaffen in ihren Händen und waren mit Gummiknüppeln, Stahlhelmen und grossen Schilden ausgerüstet. So kämpften sie gegen unsere Konservendosen und Kartoffeln. Es war eine Schlacht zwischen unbewaffneten und ungeschützten Kindern und den gut ausgerüsteten Soldaten und Matrosen der britischen Marine. Es war die Schlacht zwischen einem kleinen und fast seeuntüchtigen Schiff und modernen Zerstörern.»



Abraham Lifschitz verbindet einen Verwundeten nach der Kaperung der «Exodus» durch die Engländer. Auf dem Deck liegen noch Reste der Kartoffeln, mit denen sich die Passagiere gegen die Soldaten gewehrt haben.

Die Engländer erobern die Kommandobrücke und die Funkstation. Der Zweite Offizier Bill Bernstein wird von ihnen mit Brechstangen niedergeschlagen. Kapitän Aronowicz zieht den Schwerverletzten in seine Kabine. Die Engländer werden von den Juden im Ruderhaus eingeschlossen.

Ein zweites Enterkommando springt auf die «Exodus». Einige Soldaten werden von den Juden zusammengeschlagen. Nun schlagen die Engländer mit Gummiknüppeln und Brechstangen auf die Passagiere ein.

Marty van Collem erinnert sich, dass sie einen Engländer in die Marmelade geworfen haben und einen ins Meer. «Wir haben Kartoffeln geschmissen. Wir haben mit Konservendosen geworfen. Aber dann hörte das Kämpfen auf. Die Leute konnten nicht mehr.»

Da erschüttert ein schwerer Stoss das Schiff. Dann beginnt es zu knirschen und zu dröhnen. Zwei Zerstörer haben die «Exodus» in die Mitte genommen und drücken sie wie eine Zitrone zusammen. Leitungen brechen, kochender Dampf zischt heraus. Teile der hölzernen Aufbauten werden abgerissen.

Wieder fliegen Tränengasgranaten aufs Schiff. Explodieren in den Laderäumen, in der Krankenstation. Einige Engländer werden vom Dampf aus den gebrochenen Rohren getroffen und schreien um Hilfe. Die Juden werfen Soldaten über die Bordwand ins Meer. An einer Strickleiter hängen drei englische Matrosen. Jüdische Mädchen schlagen mit Eisenstangen auf sie ein, bis sie ins Wasser fallen.

Inzwischen hat sich Ike Aronowicz zum Ersatzrunder unter Deck durchgekämpft. Marty van Collem hat das so in Erinnerung: «Ein schwächlicher junger Mann mit nichts als einer Badehose und einer Mütze auf dem Kopf will sich durch die Menschenmenge drängen. Er ruft: ‚Ich muss hier durch.‘ Wieso, fragen wir ihn. Und er antwortet: ‚Ich bin der Kapitän.‘ Wir haben gelacht und es nicht geglaubt. Aber schliesslich haben wir ihn durchgelassen.»

Ike erinnert sich nicht an das Durchdrängeln: «Als diese Schmocks das Ruderhaus übernommen haben, bin ich an die zweite Rudermaschine gegangen. Dann habe

ich denen die Hydraulik zum Ruderhaus unterbrochen. Da sassen sie oben und konnten nichts tun, und ich hab unten das Schiff gesteuert. Natürlich haben sie das sofort entdeckt. Aber sie haben sich nicht durch die wütende Menge nach unten getraut. Sie wären auch nie heil durchgekommen.»

So fährt das Schiff mit einer englischen Mannschaft an Bord den Kurs, den der jüdische Kapitän bestimmt. Und die britischen Kriegsschiffe können nichts dagegen tun. Ike steuert an der palästinensischen Küste entlang weiter Richtung Norden. Ein zweites Mal rammen die Zerstörer die «Exodus». Auf beiden Seiten wird die Bordwand aufgerissen. Wieder gibt es Verletzte. Wasser bricht ein. Aber das Schiff bleibt manövrierfähig.

«Ungefähr drei Stunden hab ich das Schiff mit dem Ersatzruder gesteuert», erzählt Ike. «Das Schiff war vollkommen manövrierfähig. Es gibt Leute, die haben später das Gegenteil behauptet. Aber das stimmt nicht. Wir wären damit heil an die Küste gekommen. Wenn nicht plötzlich mein Freund Yossi Hamburger gesagt hätte: Hände hoch, wir ergeben uns. Ich hätte mich nicht ergeben. Ich weiss jetzt erst, dass zu diesem gleichen Zeitpunkt die Engländer aufgeben wollten. Der Kommandant der ‚Ajax‘ wollte das Unternehmen abbrechen. Er hat das nach London telegraphiert. Also, wir hätten weiterfahren sollen.»

Die Pumpen schaffen es nicht, das einbrechende Wasser hinauszuschaffen. Yossi Hamburger, der Haganah-Chef, lässt eine Menschenkette bilden. Mit Eimern schöpfen sie das Wasser über die Bordwand.

Ein 15jähriger Junge klettert auf eine Leiter und hält den Engländern die blauweisse Fahne mit dem Davidstern entgegen. Jetzt schießen die Matrosen zum ersten Mal. Der Junge wird von mehreren Kugeln in den Kopf getroffen. Er stürzt nach unten. Man deckt den Körper mit der Fahne zu, die er gehalten hat. Sie färbt sich rot. Der erste Tote. Er heisst Zwi Jacobowicz und kommt aus einem polnischen Getto. Den Holocaust hatte er überlebt.

Andere Kinder und Erwachsene werden von Schüssen getroffen. Ike sendet über das Notfunkgerät einen Hilferuf: «Wir sind ohne Vorwarnung in internationalen



Zwi Jacobowicz, 15 Jahre alt, ein Junge aus dem Getto. Er wird, mit einer blau weissen Fahne in der Hand, auf der «Exodus» erschossen.

Gewässern angegriffen worden. An Bord ein Toter, fünf Sterbende, zwanzig Schwerverletzte, hundert Verwundete. Mit dem Ersatzruder können wir den Kurs halten. Wegen der schweren Verluste und des Zustands des Schiffes, das zu sinken droht, sind wir gezwungen, Haifa anzusteuern. Wir hoffen die Küste schnell zu erreichen.»

Der Funkspruch ist an die Haganah gerichtet. Doch statt einer Ermutigung kommt von dort der Befehl, den Kampf aufzugeben. Yossi Hamburger gerät in einen schweren Streit mit dem Kapitän. Hamburger will den Haganah-Befehl durchsetzen. Aronowicz will weiter das Schiff Richtung Haifa steuern.

Ein zweiter Jude stirbt. Mordechai Baumstein, 20 Jahre alt. Dann ein dritter, Bill Bernstein, der Zweite Offizier. Viele sind durch Schüsse in Arme und Beine, in die Lunge, in den Kopf verletzt. Und alle haben das Gas eingeatmet. Das neugeborene Kind ist blau im Gesicht, kann kaum noch atmen.

18. Juli, 8 Uhr. Yossi Hamburger droht dem Kapitän. Da gibt Ike Aronowicz auf. Er lässt die Maschine stoppen. Die Engländer werden aufgefordert, Ärzte zu schicken. Die kommen an Bord. Versorgen notdürftig die Verletzten.

Im Geleit der Kriegsschiffe fährt die «Exodus» weiter. Die Fahrt dauert noch achteinhalb Stunden.

18. Juli, 16.30 Uhr. Die «Exodus» wird an einem Hafenkai in Haifa festgemacht. Weit ist alles durch britische Truppen abgesperrt. Die Passagiere singen an Bord die Hatikwa. Drei Tote werden vom Schiff getragen. Dann Bahren mit 27 Schwerverletzten. Zehn Frauen und siebenzehn Männer. Und schliesslich das neugeborene Kind. Alle kommen ins britische Militärhospital in Haifa.

Hinter den Stacheldrahtsperrern stehen viele tausend Menschen. Sie weinen, als sie das zertrümmerte Schiff und die verzweifelten Menschen sehen. Einige entdecken Verwandte unter den «Exodus»-Passagieren. Sie rufen ihnen zu. Aber sie dürfen nicht zu ihnen.

«Hep, hep, hep», rufen die Engländer

Die Geschlagenen werden von Bord getrieben. Als erstes machen die Engländer das mit ihnen, was sie zu dieser Zeit mit allen Gefangenen in allen Teilen der Welt tun: Sie spritzen den Leuten das Ungeziefer-Bekämpfungsmittel DDT in die Kleider. Die Juden werden entlaust und entwürdigt. Die Engländer haben Angst vor Läusen und Infektionskrankheiten.

Dann müssen die Juden den Kai entlanggehen zu drei britischen Schiffen, die dort schon auf sie warten. Die Soldaten treiben sie an: «Hep, hep, hep.»

Hep, hep, hep, haben fast zweitausend Jahre zuvor schon die Römer gerufen, als sie Jerusalem erstürmten



Englische Soldaten mit Stahlhelm und Gewehr überwachen das Einschleppen der geschlagenen «Exodus» in den Hafen von Haifa.

und den Tempel niederbrannten. Hierosolyma est per-dita. Jerusalem ist verloren. Das kürzten sie ab zu HEP, HEP, HEP.

Seither ist es der antisemitische Schlachtruf der Juden-verfolger. In Worms, in Kiew, in Warschau: Wenn Juden um ihr Leben rennen müssen, hören sie hinter sich hep, hep, hep. Nun hören sie es in Haifa. Die Überlebenden der Konzentrationslager. In Palästina, im Gelobten Land, in ihrer biblischen Heimat. Hep, hep, hep.

«Man hat uns erstmal alle weiss gespritzt», erinnert sich Marty van Collem. «Wofür das war, wussten wir nicht. Ich wusste nur eins zu diesem Zeitpunkt, und das war mir wichtiger: Den Kapitän haben sie nicht gefunden. Der hat sich mit ein paar Leuten versteckt. Sie sind später rausgegangen, als die Engländer schon weg waren. Sie sind nicht mitgekommen mit uns auf die englischen Deportationsschiffe. Ich kam auf die ‚Ocean Vigour mit nichts als meinem Kleid ohne Ärmel, meinem Büstenhalter und der Unterhose und dem Mantel darüber. Ich glaube, es ist typisch holländisch: Wir sind immer die letzten. Die anderen hatten alle ein Päckchen mit. Wir hatten nichts. Die anderen hatten alle schon ein Bett. Wir standen in der Mitte auf Magazinen. Darauf mussten wir dann die ganze Zeit schlafen. Aber jeden Morgen mussten wir unseren Platz räumen, denn es war der Weg nach oben, an Deck.»

Von allen Passagieren der «Exodus» wollen die Engländer nur Gertruda Babilinska erlauben, in Palästina zu bleiben. Sie sind sehr höflich zu ihr: «Madam, haben sie zu mir gesagt, Sie sind Polin, Sie können an Land gehen. Und der Junge? habe ich gefragt. Der Junge darf nicht, der ist Jude. Nein, habe ich gesagt, dann gehe ich auch nicht. Ich bleibe bei ihm. Und so sind wir nach Hamburg gekommen.»

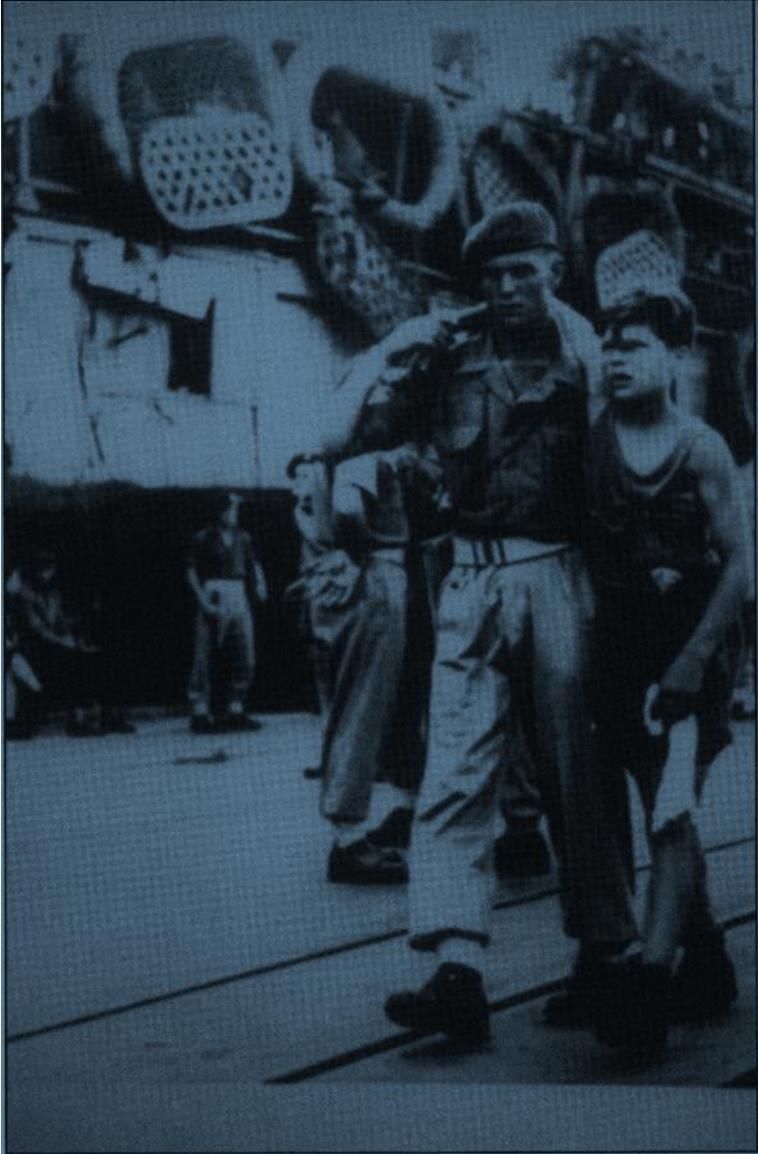
Von Hamburg ist in Haifa keine Rede. Die Rede ist von Zypern. Schon an Bord der «Exodus» haben die britischen Soldaten Informationsblätter an die Passagiere verteilt. Darauf steht in Deutsch, tschechisch und hebräisch: «Wir bedauern, dass Sie nicht in Palästina landen können. Sie werden mit einem anderen Schiff nach Zypern gebracht werden, wo Sie abwarten müssen, bis



Aus dem Bauch der «Exodus» werden die Juden in Haifa an Land getrieben, um weiter deportiert zu werden.



Einer von über hundert Verwundeten, die nach der Landung der «Exodus» in Haifa medizinisch behandelt werden müssen.



Nach dem Festmachen der «Exodus» in Haifa bringt ein englischer Soldat einen verwundeten Jungen zur Ambulanz.



Dieses Foto machte Geschichte: Lily Herz und ihr Mann Zvi auf dem Kai von Haifa. Im Wagen die einjährige Chaya. Geschlagene Menschen auf dem Weg in eine neue Deportation.

6Z.



Ihre Reihe kommt, hierherzurückzukommen ... Sie können Ihren Fotoapparat bei sich behalten, aber er muss offen sein, und alle Filme werden kontrolliert. Sie dürfen Briefe an Ihre Verwandten und Freunde in Palästina schreiben. Geben Sie diese irgendeinem Soldaten auf dem Kai. Sie werden gesammelt und abgeschickt werden.»

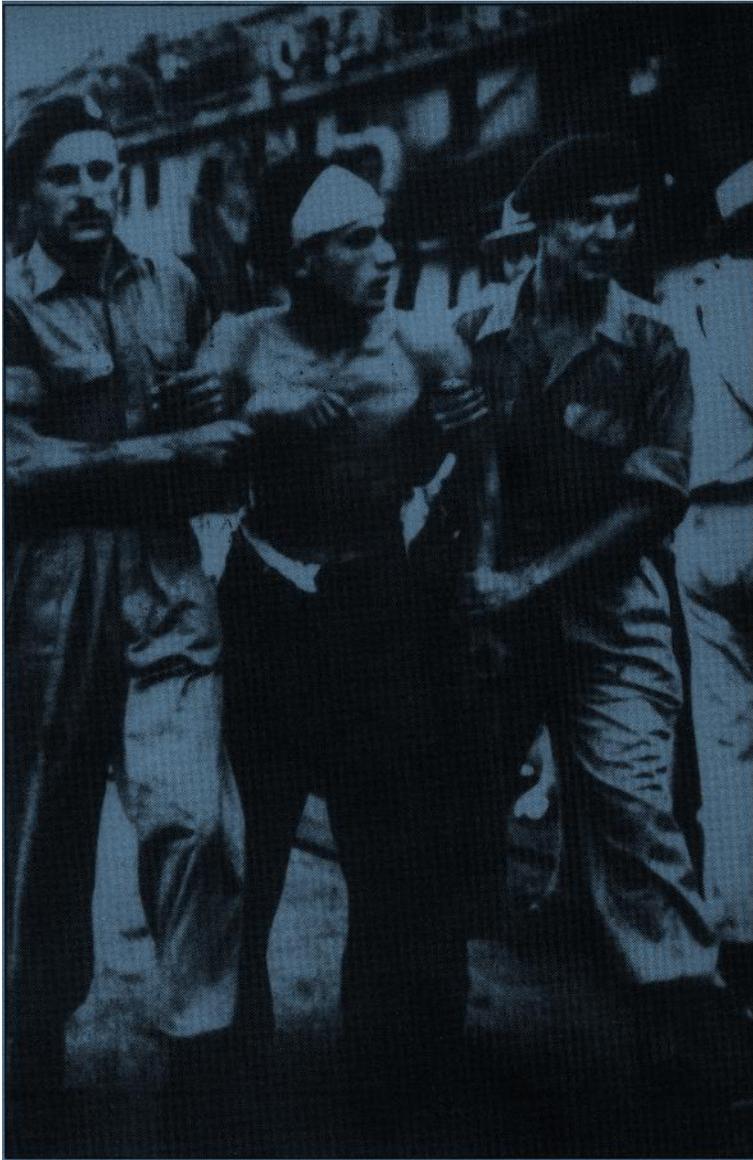
Keiner gibt einen Brief. Gertruda Babilinska macht mit dem Zettel, was alle damit machen: Sie wirft ihn ins Wasser.

Unter den viereinhalbtausend Menschen, die über den Kai getrieben werden sind viele Frauen mit kleinen Kindern. Eine von ihnen ist Lily Herz. Von ihr gibt es ein englisches Foto, wie sie über den Kai von Haifa einen Kinderwagen schiebt. Darin das einjährige Mädchen Chaya. Daneben ihr Mann Zvi. Dahinter die eingedrückte Bordwand der «Exodus».

Das Foto ging damals um die Welt. Eine Frau mit einem Kinderwagen. Davor britische Soldaten mit Gewehren. Lili und Zvi und Chaya Herz. Die Frau sieht zu Tode erschöpft aus. Heute, fast zweiundvierzig Jahre später, sieht sie jünger aus als damals, am 18. Juli 1947. Das Foto rührt Menschen in aller Welt tief an. Es gibt Leserbriefe und Kommentare. Das Bild bringt die Weltmeinung gegen die hartherzige englische Nahostpolitik auf. Warum soll die Frau mit dem Kind und ihrem Mann keine Heimat in Palästina finden? So hat die kleine Chaya Herz, ein Jahr alt, ihren Anteil daran, dass zehn Monate später ein Staat mit dem Namen Israel gegründet wird.

«Wir haben Haifa gesehen vom Meer aus und dahinter den Karmelberg», erinnert sich Lily Herz. «Das ist ein Bild, es ist nicht zu erzählen, wie schön das ist. Sie haben uns runtergebracht vom Schiff. Einige Leute sind geschlagen worden von den Engländern. Die Chaya in ihrem Wagen hat auf sich getragen ein paar Schühchen, eine Bluse und ein Kleidchen. Ich hab so eine ganz kleine Schüssel gehabt zum Baden fürs Kind. So sind wir an Land gekommen in Haifa und mussten gleich wieder auf ein englisches Schiff steigen.»

Ein paar Atemzüge haben sie die Luft ihrer biblischen Heimat in sich aufgenommen. Ein paar Schritte waren sie



Zwei britische Soldaten müssen den Verwundeten an Land schleppen, der die «Exodus» nicht verlassen wollte.

auf dem Boden von Erez Israel gewesen. Unter ihren Sohlen hatten sie den Boden des gelobten Landes gespürt. Dann mussten sie wieder fort. Die drei wartenden Schiffe waren Truppentransporter. Sie hiessen «Ocean Vigour», «Runnymede Park» und «Empire Rival».

Mordechai Rosmann hat diesen Augenblick so beschrieben: «Wir waren so dreckig. Wir waren so müde. Die ganze Fahrt über waren wir hoffnungsvoll gewesen. Aber in Wahrheit hatten wir nie damit gerechnet, in Palästina zu landen. Nun gingen wir auf die Deportationsschiffe und erwarteten, dass wir nach Zypern gebracht werden. Hätten wir geahnt, dass sie uns nicht dorthin bringen, dann hätten wir nicht aufgegeben.»

Wohin?

Am Morgen des 19. Juli 1947 laufen die drei englischen Deportationsschiffe aus Haifa aus. Am 20. Juli sind sie noch immer vor der palästinensischen Küste. Die 4'500 Juden an Bord haben den Eindruck, dass die Schiffe im Kreis fahren. Gerüchte kommen auf: «Wir werden nach Mauritius gebracht.» Andere flüstern von Tobruk. Lily Herz hört von Madagaskar. Dahin sollten schon einmal Juden deportiert werden. Das war ein Nazi-Plan, ehe die «Endlösung» in den Vernichtungslagern beschlossen wurde.

Den britischen Soldaten an Bord ist es verboten, mit den Deportierten zu sprechen. Aber es sind nicht nur Soldaten an Bord. Die Mannschaften der drei Schiffe sind Zivilisten. Zu ihnen gibt es sehr bald Kontakte. Gespräche. Mitleid. Hilfsbereitschaft.

Lily Herz ist mit ihrem Mann Zvi und ihrer einjährigen Tochter Chaya auf der «Ocean Vigour»: «War dort ein Irländer. Der, von dem ersten Moment an hat er sich verliebt in die Chaya. Das Meidle mit den blauen Augen, so hat er sie gerufen. Zweimal die Woche, wenn sie bekommen haben Schokolade und Zigaretten und Bonbons, ist er gekommen. Was hat er gemacht? Jedesmal hat er die Zigaretten herausgenommen, und den Rest hat er gebracht für das Meidle mit den blauen Augen.»

Was tun sie all die lange Zeit? «Wir haben Schach gespielt mit einem Spiel aus Papier», berichtet Marty van Collem. «Und wir haben uns mit den Kindern beschäftigt. Ich habe ihnen Hebräisch-Unterricht gegeben. Wir haben hebräische Lieder gesungen. Oh, es waren ja so viele Kinder an Bord. Ich denke, es waren sicher tausend. Zuerst haben wir gedacht, es dauert nicht lange. In zwölf Stunden sind wir in Zypern. Aber das Schiff fährt und fährt und fährt. Und nichts passiert. Mal steht die Sonne dort, mal steht sie dort. Keiner weiss, in welche Richtung wir fahren. Zehn Tage sind wir unterwegs gewesen, ehe wir wieder Land sahen.»



Die «Empire Rival» im Ärmelkanal. Auf dem ganzen langen Weg von Haifa nach Hamburg werden die drei Deportationsschiffe von englischen Marineeinheiten bewacht, damit keiner fliehen kann.

Auf jedem der drei Truppentransporter sind etwa 1'500 Menschen von der «Exodus» untergebracht. Sehr eng, aber doch nicht so eng, wie es auf der «Exodus» gewesen war. Nur, auf der «Exodus» waren die Pritschen aus Holz. Hier müssen sie auf dem Stahlboden schlafen. Vor den Luken der schwimmenden Gefängnisse sind Drahtgitter gespannt. Sie sollen verhindern, dass Juden sich ins Meer stürzen. Drahtgitter trennen auch die einzelnen Abteilungen im Innern der Schiffe. Wie Tiere im Zoo sind die Juden in diese Drahtkäfige eingesperrt.

Lily Herz ist mit ihrem Mann und ihrem Kind in einem solchen Käfig tief unten. «Jeden Tag haben wir nur eine halbe Stunde oben in die Sonne an Deck gehen dürfen.»

Die Menschen an Bord erzählen sich ihre Geschichten. Zum fünften Mal, zum zehnten Mal. Eine ist so unglaublich wie die andere. Alles, was diese Menschen

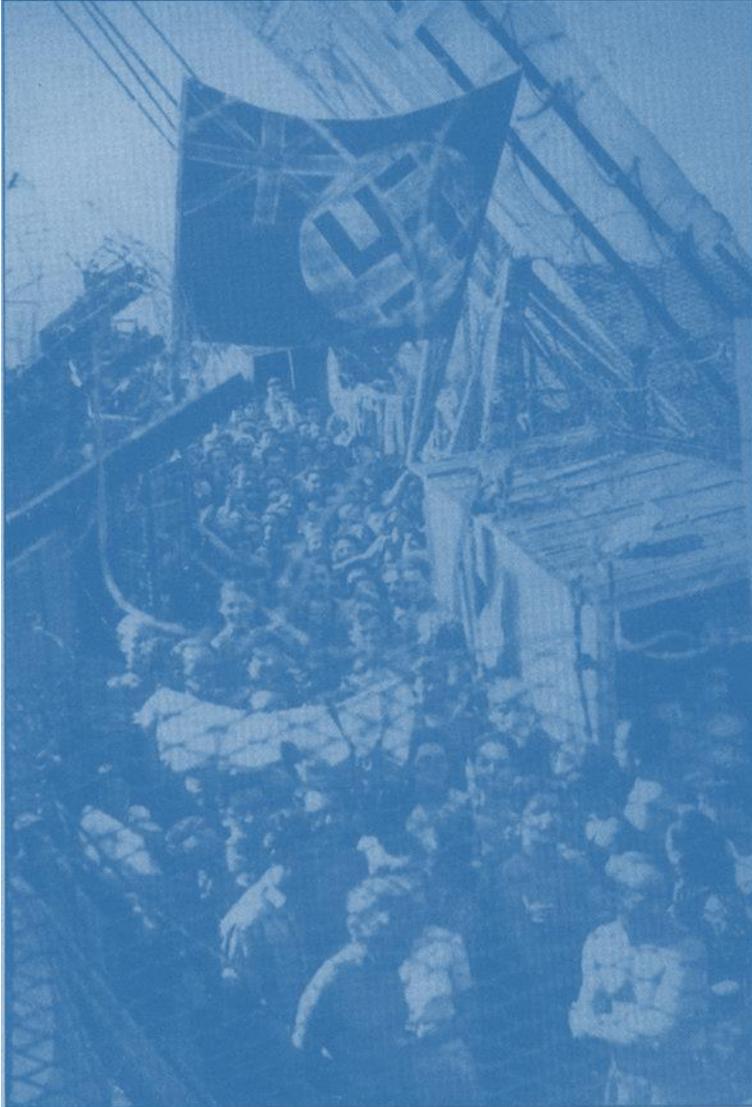
erlebt und gerade noch überlebt haben, ist unglaublich. Neue Nazis werden ein paar Jahre später sagen, dies sei alles erlogen. In Auschwitz habe es keine Gaskammer gegeben, sondern einen Swimmingpool. Das Warschauer Getto sei nur aus hygienischen Gründen eingerichtet worden.

Eine Flasche Wasser am Tag

Die junge Ungarin Erika Gero war auf die «Empire Rival» getrieben worden. Dort schreibt sie ihr Tagebuch über die Zeit auf der «Exodus».

«Neben den lohend heißen Heizungsküchen im untersten Bauch des Schiffes hatte ich meinen Platz gefunden. Es gab eine Flasche Wasser pro Tag für alle Bedürfnisse, Trinken und Waschen. 4'500 Menschen, zusammengepferchte Menschen lebten so, die letzte Zufluchtsstätte von Überlebenden des Weltkrieges.

Es war eigentlich keine Flucht vor den Kriegsgreueln. Der Krieg war ja vorüber. Es war eine Flucht vor den schrecklichen Erinnerungen. Nicht nur unsere Eltern, Geschwister, Verwandte, Grosseltern waren in den Krematorien der Vernichtungslager verbrannt worden. Auch in uns selbst war etwas verbrannt. Unser Ziel war, dem Kontinent Europa so weit wie möglich zu entfliehen. Vor unseren Erinnerungen zu fliehen, vor unserem eigenen verwundeten Ich. Gromyko hatte das gefühlt und mit einfachen Worten ausgedrückt: ‚Viele in Europa zurückgebliebene Juden sind heimatlos, obdachlos, mittellos. Hunderttausende Juden wandern durch die verschiedenen Länder Europas. Sie suchen ein Dach über dem Kopf. Sie suchen eine Stätte des Broterwerbs. Viele leben in Flüchtlingslagern ihr Leben voll Leiden und Not. Wir anderen müssen uns doch fragen: Haben wir in den Vereinten Nationen nicht die Pflicht, die schlimme Lage dieser vielen hunderttausend Juden durch aktive Hilfe zu bessern, nicht nur durch Worte?‘ Auf diese aktive Hilfe hofften wir alle an Bord.»



Als englische Offiziere die Deportierten der «Runnymede Park» vor Port-de-Bouc aufforderten, in Frankreich an Land zu gehen, hielten ihnen die Flüchtlinge ein Transparent entgegen, das aus dem britischen Union Jack und der Hakenkreuzfahne kombiniert war.

Menschen in Stahlkäfigen

Die Schiffe fahren an Zypern vorbei. Wohin? Tag für Tag brütet die Hitze über dem Mittelmeer. Einer der Hagana-Funktionäre, Micha Peri, schildert die Zustände an Bord der «Empire Rival»: «Das Schiff hatte zwei Laderäume, einen grossen und einen kleinen. Der Boden war aus Stahl, die Seitenwände waren aus Stahl, die Decken waren aus Stahl. Keine Bänke, keine Betten, nichts. Oben an Deck waren einige Waschstellen mit Blechrinnen hinter Jutevorhängen. In den beiden Laderäumen waren je 500 Menschen untergebracht. Mittschiffs weitere 500 Frauen, Kinder, alte Leute, Schwangere. Alle mit sehr wenig Kleidung. Wir alle hatten Haifa verlassen



Wie Tiere in Käfigen wurden die jüdischen Flüchtlinge auf der «Ocean Vigour» gehalten.

mit einem Päckchen, nicht grösser als ein Kissen. Das war unser Gepäck. Stell Dir vor, so viele Menschen liegen auf dem Stahlboden, einer neben dem anderen. Keine sanitären Einrichtungen unter Deck. Keine Ventilation. Wenig zu essen. Und all das hinter Gittern.»

Marty van Collem sagt, für sie sei das Essen ausreichend gewesen. «Zu essen hatten wir und zu trinken. Decken hatten wir nicht. Ich hab auf meinem Mantel geschlafen. Auch andere hatten nichts als ihren Mantel, um darauf zu schlafen. Aber man braucht ja auch noch etwas mehr. Ich konnte ein bisschen englisch, darum haben sie mich immer nach oben geschickt. Dort hab ich für die Leute gesprochen. Monatsbinden zum Beispiel brauchten wir. Die Engländer haben sie gehabt und haben uns gegeben, aber nur wenige. Einmal hat einer von unsern holländischen Jungen einen Anfall gehabt. Er bekam keine Luft mehr, war am Ersticken. Wir haben ihn sehr schnell ins Lazarett gebracht. Der Doktor hat mir später gesagt, er habe einen Anfall von Hysterie bekommen. Typisch für solch eine lange Fahrt, eingesperrt auf einem Schiff.»

Die Geschichte vom Lätzchen

Die Mutigen an Bord tun alles, um die anderen gegen Verzweiflung zu schützen. Sie erzählen von all den Schiffen, denen die Landung in Palästina geglückt ist. Sie berichten von den Juden, die aus den zyprischen Lagern nach Erez Israel einwandern durften. Sie versuchen, Hoffnung zu machen.

Vierzig Jahre später wird der Schriftsteller Erich Fried in seinen Erinnerungen die Geschichte vom Lätzchen aufzeichnen. Der hiess eigentlich Lazarus und wurde zu Lazar abgekürzt, aber meistens Lätzchen genannt. Er war auch ungefähr so alt wie Erich Fried und stammte ebenfalls aus Wien, war den Nazis ebenfalls nach London entkommen. Dem gelang es eines Tages, eine Passage auf einem der illegalen Einwandererschiffe zu bekommen. Erst nach vielen Jahren erfuhr Erich Fried, was aus Lätzchen geworden war:

«Der illegale Transport, mit dem er nach Palästina fahren wollte, hatte kein Glück. Das Schiff, ein elender alter Kasten, ein richtiger schwimmender Sarg, wurde von den Engländern aufgebracht, und die Passagiere kamen erst nach vielen Monaten Internierung auf Zypern nach Palästina. Alle ausser einem, Lätzchen. Ihm war das Missgeschick widerfahren, dass an Bord seine Brille zerbrach. Ohne seine Brille aber war der kurzsichtige Junge so gut wie blind, was ihn noch unsicherer und tapsiger machte. Als die Engländer das Schiff aufgebracht hatten und englische Soldaten an Bord kamen, kommandierte einer: «Zurück da, alle!» Alle wichen zurück, nur der seiner Brille beraubte Junge setzte sich prompt nach der falschen Richtung in Bewegung. «Zurück da, oder ich schiesse!» rief der Soldat noch einmal. Als Lätzchen seinen Weg blindlings fortsetzte, schoss er.

Lätzchen ist in den Armen eines Mädchens, das sich auf dem Transport in ihn verliebt hatte, gestorben. Der englische Soldat beugte sich ratlos über ihn. Lätzchens letzte Worten waren: «Es war nicht seine Schuld. Ich bin nach der falschen Richtung gelaufen. Sorry.»

Verlasst die Schiffe nicht!

Als die Schiffe nach einer Woche Marseille passieren, bekommen die Juden erste Nachrichten von aussen: Jüdische Geheimdienstleute sind mit zwei Motorbooten aufs Meer gefahren und rufen den Verschleppten durch Megaphone zu: «Verlasst die Schiffe nicht! Bleibt an Bord, was auch geschieht!»

Was die Organisatoren dieser illegalen Einwanderung von Anfang an einkalkuliert hatten, wird nun Realität: Die 4'500 Menschen der «Exodus», die von den Engländern auf dem Meer herumgefahren werden, erregen die Aufmerksamkeit und die Empörung der Welt.

Jetzt geben die britischen Militärbehörden bekannt, dass die Deportierten nach Frankreich zurückgebracht werden, woher sie mit der «Exodus» gekommen waren. Am Vormittag des 29. Juli 1947 gehen die drei Transportschiffe vor dem kleinen Hafen Port-de-Bouc an der Rhone-Mündung vor Anker. Am Hafen stehen viele Menschen, eine Demonstration für die Eingesperrten der «KZ-Schiffe» dort draussen.

Drei Wochen vor Port-de-Bouc

«Französische Beamte sind an Bord gekommen», berichtet Marty van Collem. «Sie haben gesagt, wer runter will vom Schiff, der kann an Land gehen. Niemand wird gezwungen. Man wird uns in Frankreich empfangen und behalten. Keiner ist gegangen. Aber auf einmal haben unsere Leute angefangen, die Marseillaise zu singen. Es war sehr feierlich und sehr dramatisch. Einige haben geweint. Für uns Holländer gab es gar keine Probleme. Was sollten wir in Frankreich? Dann hätten wir ja auch in Holland bleiben können. Wir wollten nach Erez Israel.»

Nur ein paar alte und kranke Juden lassen sich hier an Land bringen. Lily Herz erzählt: «Drei Wochen lagen wir vor Port-de-Bouc. Den ersten oder zweiten Tag sind Leute von französischen Parteien an Bord gekommen. Sie haben uns gefragt: «Wollt Ihr freiwillig an Land gehen? Wenn Ihr wollt, könnt Ihr hier Asyl bekommen, aber niemand wird Euch zwingen.»«

Wie viele wirklich von Bord gegangen sind, kann man nicht mehr klären. Die Engländer sagen: 130. Die Juden sagen: 30.

Während die Franzosen an Bord sind, weht auf einem der Deportationsschiffe plötzlich die zionistische Flagge vom Mast. Ein Junge hat es geschafft, den Fahnenmast hinaufzuklettern, den Union Jack herunterzuholen und die weissblaue Flagge dort anzubringen. Die Deportierten strömen an Deck, und während die französische Delegation in die Boote steigt, wird auf dem Schiff die Hattikwa gesungen.

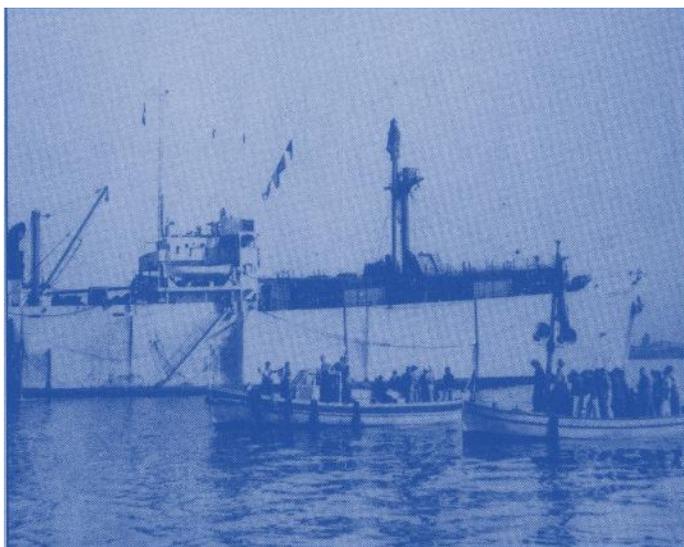
Hatten sie denn an Bord Instruktionen, was sie tun sollten?

Marty van Collem: «Ja, vor Port-de-Bouc hat man uns einen sehr netten Jungen von einem religiösen Kibbuz an Bord geschmuggelt. Der ist dann bei uns geblieben und mitgefahren. Das war der Verbindungsmann zur Haganah, und der hat uns geleitet. Er hat uns bestärkt,

nur in Palästina das Schiff zu verlassen, sonst nirgends. Ich hab ihn Jahrzehnte später wiedergetroffen in Eilat. Er war Wissenschaftler, hat Wasserpflanzen auf Steinen gezogen. Hydrokulturen.»

In Port-de-Bouc gelingt es nun wirklich, die Weltöffentlichkeit über das Drama auf den drei Schiffen zu informieren. Die Deportierten schreiben jeden Tag auf jedem Schiff einen kurzen Bericht. Sie werden in ange-seilten Ölsardinendosen durch die Abwasserrohre nach aussenbords befördert. Die Verbindungsleute, die mit ihren Booten die drohende britische Marine umkreisen, nähern sich blitzschnell den Schiffen und schneiden die Dosen von den Fäden ab. Mit den neuesten Nachrichten veranstalten sie in Port-de-Bouc Pressekonferenzen.

Über sympathisierende französische Beamte, die an Bord gehen dürfen, halten die Deportierten auf den drei Schiffen Kontakt miteinander. Nach einer Woche be-



Mit schnellen Barkassen umkreisten jüdische Funktionäre die Deportationsschiffe vor Port-de-Bouc. Die Barkasse rechts hat einen Doppel-Lautsprecher, mit dem Nachrichten und Anweisungen an die Deportierten auf der «Ocean Vigour» durchgegeben wurden.

schliessen sie einen Hungerstreik. Die ausgezehnten, verdreckten, kranken Menschen kippen die Essenkübel um, die ihnen die Engländer geben.

Der Sender «Kol Israel» tut alles, um die Empörung in der Welt anzuheizen. Es werden richtige und falsche Nachrichten gesendet. So verbreitet das Radio den angeblichen Kommentar eines hohen britischen Marineoffiziers: «Wir rösten die Juden an Bord der Schiffe, bis sie gar sind.»

Solche eine Nachricht wird geglaubt. Sie gibt ja auch den wirklichen Zustand an Bord wieder. Unter Deck ist es 50 Grad heiss. Die Menschen dort warten auf irgendein Ende. Nur eins wollen sie nicht: Hier an Land gehen.

Am 21. August 1947, nach drei Wochen und zwei Tagen vor Port-de-Bouc, geben die Engländer offiziell bekannt: «Wenn die Juden nicht am 22. August vor 18 Uhr in die Boote steigen, werden sie mit den Schiffen in die britische Zone Deutschlands gebracht.» Aber die Sprecher der Juden an Bord antworten den britischen Offizieren: «Palästina oder Tod.»

Am Nachmittag kommt der französische Vizepräfekt aus Aix-en-Provence an Bord. Er spricht mit den englischen Offizieren. Spricht mit den Juden, erklärt ihnen: Die französische Regierung habe London aufgefordert, die Schiffe aus den französischen Hoheitsgewässern abzu ziehen. Darauf habe die englische Regierung beschlossen, die Gefangenen nach Hamburg zu bringen. Noch einmal biete er im Namen der französischen Regierung den Juden Asyl an, wenn sie sich freiwillig dazu entschliessen.

Auf allen drei Schiffen die gleiche Antwort: Wir danken Frankreich. Aber wir werden nur in Palästina an Land gehen.

Nicht ein einziger Jude geht von Bord. Zwanzig Minuten nach Ablauf des Ultimatums, am 22. August 1947 um 18.20 Uhr, verlassen die drei Schiffe die Reede vor Port-de-Bouc. 43 Tage sind die Menschen jetzt unterwegs.

«Wir haben immer noch nicht geglaubt, dass sie uns wirklich nach Hamburg bringen», sagt Marty van Collem. «Wir haben gedacht, das können sie nicht tun. Sie werden mit uns wieder in Richtung Osten fahren. In Marseille

the passengers in the "RUNNYMEDE PARK"
"EMPIRE RIVAL"
"OCEAN VIGOUR"

This announcement is made to you on behalf of the
British Government.

Those of you who do not begin to disembark at
Port de Boue before 18 hours tomorrow, August 22nd,
will be taken by sea to Hamburg.

Aux passagers du "RUNNYMEDE PARK"
"EMPIRE RIVAL"
"OCEAN VIGOUR"

Cette annonce vous est faite de la part du Gouvernement
Britannique.

Ceux d'entre vous qui ne commenceront pas à débarquer
à Port de Boue avant 18 heures demain, 22 Aout,
seront transportés par bateau à Hambourg.

*Am 21. August 1947 verteilten die Engländer an Bord der drei Schiffe Handzettel:
»An die Passagiere der ›Runnymede Park‹, ›Empire Rival‹, ›Ocean Vigour‹. Diese
Bekanntmachung ergeht an Sie im Namen der Britischen Regierung. Wer von
Ihnen nicht bis morgen, 22. August, 18 Uhr das Schiff verläßt, wird über See nach
Hamburg gebracht.«*

haben wir Kohle gebunkert. Aber dann, als das Schiff an Gibraltar vorbei in die Biskaya gefahren ist, da haben wir begriffen: Sie tun das wirklich. Sie bringen uns nach Deutschland.»

Am 26. August laufen die Schiffe Gibraltar an. Sie ankern weit draussen auf der Reede. Die Militärs haben grosse Angst vor jüdischen Attentaten. Die Nachrichtenagentur Reuter berichtet: «Im Abstand von 15 Minuten werden Wasserbomben gezündet, um Anschläge von Froschmännern zu vereiteln. Scheinwerfer-Batterien strahlen die Schiffe während der Dunkelheit die ganze Zeit an. Patrouillenboote umkreisen die Schiffe. Kein Boot darf sich ihnen nähern. Die Juden sind an Bord in Käfigen eingesperrt.»

Man bringt sie ins Land der KZ-Lager

Die britische Admiralität stellt die Deportation der Juden nach Deutschland unter das zynische Codewort «Operation Oase». Das Kommando der drei Schiffe übernimmt in Gibraltar der Colonel Gregson von den «Red Berets», einer harten Eingreiftruppe. Seine «Rotkämpchen» sind kalte Burschen und in einem Spezialkurs auf den Umgang mit «jüdischen Terroristen» vorbereitet worden.

Gertruda Babilinska und ihr elfjähriger «Sohn» Michael Stolowitzky bekommen diese soldatische Härte auf der «Ocean Vigour» zu spüren. Gertruda erinnert sich: «Frühmorgens um sechs hat es gegeben drei Kekse, einen Löffel Marmelade und etwas Tee. Der Micky war immer sehr hungrig. Also hat er meine Portion mitgegessen. Hab ich mich zur Arbeit in der Küche gemeldet, Kartoffelschälen. Ich hab gedacht, da werd ich mal was zu essen mitnehmen können. Aber dann war da ein Soldat, rotblond, ein Riese, ein schlechter Mensch. So was kann man sich gar nicht vorstellen, wie schlecht der Mensch war, brutal war er. Und wenn ich zu Ende geschält hab, dann hat er mich abgetastet. Alles hat er weggenommen.

Und doch hab ich immer gehabt Zwiebeln, reingesteckt am Körper, gestohlen. Darin war ich prima. Die Engländer haben gezogen einen Strick als Absperrung vor die Küche. Hat jeder machen müssen einen grossen Schritt, wenn er darüber wollte. Und ich, wenn ich fertig war und wieder unter Deck ging, so hab ich immer meinen Rock sehr hochgehoben und dann den grossen Schritt gemacht.

Haben sie gelacht, die Engländer, die Dummen, und haben sie mich nicht weiter kontrolliert. Nachher hab ich die Zwiebeln geteilt mit den Menschen, die neben mir lagen.»

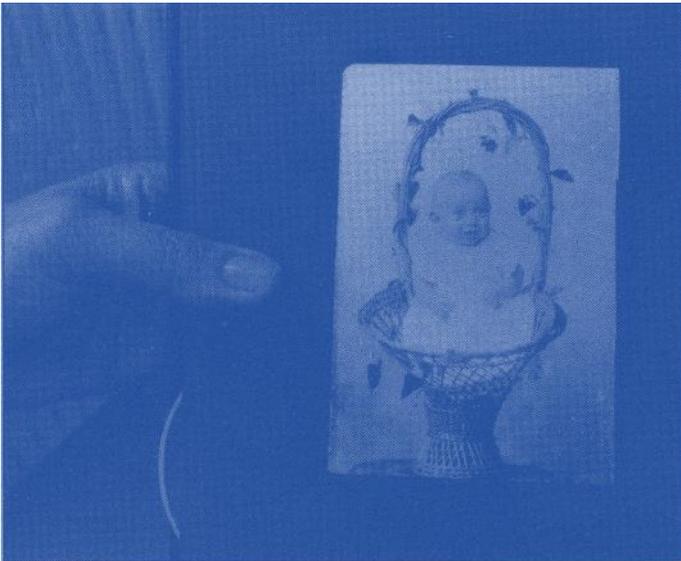
Als die «Ocean Vigour» an Gibraltar vorbei ist, wird an Bord ein Mädchen geboren. Ein paar Stunden nach Mitternacht weckt man Meir Schwartz, den Haganah-Beauftragten. «Ich erfuhr, das Kind sei gestorben. Die Briten

gaben uns eine Pappschachtel. Wir legten das tote Kind hinein, und ich forderte sie auf, uns allein zu lassen. Sie taten das auch. Dann gingen wir hinauf und warfen das Baby, das vier Stunden gelebt hatte, in die See. Die Engländer fürchteten einen Aufstand an Bord. Ich fürchtete ihn auch, denn das war zuviel. Dies war der gefährlichste Augenblick. Aber die Menschen blieben ruhig.»

«Es sind alles Verbrecher»

Lily Herz erzählt: «Einmal fragt mich einer der Soldaten: Was seid Ihr eigentlich für Leute? Ich antworte: Du weißt nicht, wer? Nein, sagt er. Man hat uns gesagt, wir begleiten Verbrecher. Aber ich seh Frauen und Kinder. Hab ich ihm zur Antwort gegeben: Siehst Du, das sind die Verbrecher, Frauen und Kinder, die nach Palästina wollen. Hat er den Kopf geschüttelt: Ich kann's nicht glauben, man hat uns immer wieder gesagt, Ihr seid Verbrecher.»

Trotz Schmutz, Elend und Hitze, sagt sie, war die Stimmung unter den Deportierten gut. «Ich will Ihnen sagen, warum. Wir haben jeden Tag Nachrichten gehört. Keine richtigen Nachrichten, wir hatten ja kein Radio. Aber



Dieses Foto ihrer gerade geborenen Tochter Chaya zeigte Lily Herz dem englischen Soldaten, der sie gefragt hatte, ob sie alle Verbrecher seien.

jemand hat erfunden solche Nachrichten. Es war ein Amerikaner in einem T-Shirt. Eine Million Löcher hat es gehabt, und er hat es jeden Tag gewaschen. Und jeden Tag hat er gute Nachrichten erfunden: Präsident Truman sendet den Menschen der «Ocean Vigour seine herzlichen Grüsse. Die Vereinten Nationen haben den Juden das Heilige Land geschenkt. Die New York Times hat ihren Reporter zu den Schiffen fliegen lassen. Die Schiffe haben gedreht und fahren jetzt Richtung Tel Aviv. Jeden Tag eine Freude.»

Auch Marty van Collem, die Achtzehnjährige, hat ihre Freude: den Mantel. «Ich hatte etwas, worauf ich schlafen konnte und womit ich mich zudecken konnte. Warum ich den in Haifa mitgenommen habe, weiss ich nicht. In der glühenden Julisonne einen dicken holländischen Wintermantel. Ich versteh es bis heute nicht. Den Mantel hab ich dann sehr gut brauchen können. Denn eines Tages hat man mir meinen Badeanzug gestohlen.



Ein britischer Soldat trägt die einjährige Chaya Herz in Hamburg von Bord zum wartenden Zug nach Pöppendorf.

Ich war unter der Salzwasserdusche. Als ich zurückkam, war der schöne Badeanzug weg. Nun hatte ich nur noch Kleid, Unterhose, Büstenhalter und den holländischen Wintermantel.»

In der Biskaya wird es kalt. Die Schiffe geraten in Regenböen und Sturm. Die Deportierten erhalten eine traurige Nachricht aus Palästina: Das Baby, das auf der «Exodus» zur Welt gekommen war, lebt nicht mehr. In Haifa hatte man es mit einer schweren Vergiftung in die Klinik gebracht. Das Kind hatte das Tränengas nicht überlebt.

Die Wut von Bergen-Belsen

Am Tage vor der Ankunft der englischen Schiffe in Hamburg versammelt sich eine wütende Menschenmenge in dem ehemaligen Konzentrationslager Bergen-Belsen. Der Zorn der Juden richtet sich gegen die Verschleppung der Juden nach Deutschland.

Dieser kleine Ort bei Celle ist nach der Befreiung ein Zentrum der Juden geworden. Wo Juden sind, beginnen sofort wieder jüdische Religion und jüdische Kultur. Das «Central-Committee der Befreiten Juden in der Britischen Zone» gründet einen Verlag, «Unzer Sztyme». Er bringt Anfang 1946 eine kleine Zeitschrift heraus. Bücher erscheinen, sogar in Farbe. Im Dezember 1946 wird ein Bildband gedruckt, «Unsere Verwüstungen in Bildern». Von Rafael Olevski, Dawid Rosental und Paul Trepman: «Vor mehr als einem halben Jahr haben diejenigen, die jetzt der jüdischen Gesellschaft die Bildersammlung vorlegen, in der armen Sprache einer armen Zeitschrift an die jüdische und christliche Öffentlichkeit zu sprechen angefangen. Wir waren uns unserer Armut bewusst und haben es dennoch gewagt. Den Ansporn dazu gab uns der heiss ersehnte Wunsch, der Welt die deutschen Schandtaten zu offenbaren, den erstickten jüdischen Wehschrei zum Ausdruck zu bringen, das Ächzen der Väter und Mütter, Schwestern und Brüder in eiskalten Nächten und der Glut der sommerlich heißen Tage in den verschlossenen Eisenbahnwaggonen nicht verhallen zu lassen; der Wunsch, die Erinnerung an die jüdischen Siedlungen, die in Strömen jüdischen Blutes ertränkt wurden, wachzurufen. Wir haben uns von dem Alpdruck der Vergangenheit noch nicht befreit, und die Welt hat sich ihrer Pflicht, die braunen Tyrannen zu bestrafen und ihren Opfern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, noch nicht entledigt. Wenn Worte zu blass und arm sind, um die Zerstörung und Verwüstung des jüdischen Lebens zu verewigen, dann sollen die bei den verhafteten SS-Män-



Protestdemonstration in Bergen-Belsen am 7. September 1947: «Wir werden die versperrten Tore Palästinas öffnen!»

nern zufällig gefundenen Bilder, ihre bestialischen Mordtaten, die für alle Ewigkeiten die menschliche Art beschämen, ihre beredte Sprache sprechen.»

Solche Fotos hatte die Welt noch niemals gesehen. Schlecht gedruckt, undeutlich, manche retuschiert (was später die alten und die neuen Nazis zur Behauptung veranlasste, diese Bilder seien gefälscht), zeigten sie etwas Unglaubliches: Die deutschen Soldaten und SS-Leute hatten ohne Hemmungen alles an Bestialitäten fotografiert, was sie ihren wehrlosen Opfern antaten.

In diesem Ort Bergen-Belsen versammeln sich am 7. September 1947, einem Sonntag, fünftausend Menschen auf dem «Platz der Freiheit». Das war früher einmal der Platz der Unfreiheit gewesen, ein Appellplatz zwischen den Wohnblocks der KZ-Wächter. Die Menschenmenge dampft vor Wut über die Engländer. An einem Galgen hängt eine Puppe aus Stroh. Auf der Brust ein Schild mit dem Namen des britischen Aussenmini-

sters: «Bevin». Die Redner flammen vor Protest: Jossel Rosensaft, der Leiter des Zentralkomitees der Befreiten Juden, spricht von einer Schande für England.

Einer der Redner ist Shalom Cholawski. Das ist ein junger Mann aus dem polnischen Dorf Nesvizh. Er war der Kommandant des ersten jüdischen Getto-Aufstandes in Polen. Dann kämpfte er bei den Partisanen, Russen und Juden zusammen. «Wir wollten, dass die Juden in den Gettos und Lagen erfahren, dass Juden Deutsche töten. Unser oberstes Ziel war die Befreiung von Juden aus den Gettos.» Aber nun seien sie immer noch nicht frei. Seien Gefangene der Engländer. «Doch wir werden den Weg in unsere biblische Heimat fortsetzen, über alle Widerstände hinweg.» ...

Am Galgen geht die «Bevin»-Puppe im Flammen auf.

Die Schande von Hamburg

Am 8. September 1947 um fünf Uhr früh macht die «Ocean Vigour» am Kai 29 im Hamburger Hafen fest. Stacheldraht. Militär. Ein Zug mit vergitterten Fenstern steht auf dem Gleis am Ufer. Um sechs Uhr dröhnen Lautsprecher. Englisch, ungarisch, französisch, polnisch, jiddisch, deutsch: «Verlassen Sie jetzt das Schiff in Ruhe! Nehmen Sie Ihr Gepäck mit! Sie haben sechzig Minuten Zeit. Danach werden Soldaten der sechsten Airborne Division das Schiff räumen.»

Fünzig Minuten lang geschieht nichts. Dann kommt langsam ein alter Mann das Fallreep hinunter. Ihm folgen Frauen und Kinder. Das Ultimatum ist längst abgelaufen. Achthundert Menschen weigern sich, an Land zu gehen.

Die Engländer beginnen mit der Räumung. Meir Schwartz, einer der Haganah-Beauftragten, erinnert sich: «Wir hatten unseren Leuten gesagt, sie sollen passiven Widerstand leisten. Die Red Berets kamen unter Deck. Die meisten von ihnen waren angetrunken. Sie schlepp-ten einen nach dem anderen hinaus. Wir wurden vom Schiff getragen und in Eisenbahnwagen mit vergitterten Fenstern gebracht. Das erste, was wir taten, war, die Drahtgitter aufzureissen. Wir mussten irgendetwas tun. Dann kamen Deutsche und brachten uns Lebensmittel. Wir nahmen sie und warfen sie ihnen ins Gesicht, um uns auf irgendeine Weise auszudrücken.»

Marty van Collem wird geprügelt: «Die Soldaten, die an Bord freundlich waren, sind in Hamburg mit Stöcken auf uns losgegangen. Ich habe Schläge bekommen, nicht wenige. Da waren viele Journalisten, die haben das alles mit angesehen. Einige haben auch mit uns gesprochen. Man hatte uns aber instruiert: Seid vorsichtig! Die Engländer mischen ihre Leute unter die Journalisten. Sie wollen uns bespitzeln. Wenn man Euch fragt, wo Ihr geboren seid, antwortet: Wir sind alle in Palästina geboren.»



Am 8. September 1947 hilft ein britischer Soldat mit der Armbinde des Roten Kreuzes einer jüdischen Deportierten vom Schiff bei der Ankunft in Hamburg. Gerettet hat sie einen Sack...

Die Engländer hatten einige deutsche Journalisten zur Schlussphase der «Operation Oase» zugelassen, aber keine Fotografen. In den «Lübecker Nachrichten» steht darüber: «Die Flüchtlinge werden mit Gewehren herausgetrieben, und bei manchen ist eine ganze Reihe britischer Soldaten nötig, um sie von Bord zu bringen. Schreie ertönen, man sieht an den Köpfen Spuren von Hieben. Auch Frauen müssen mit Gewalt an Deck gebracht werden, selbst Jugendliche haben verweinte und verquollene Gesichter. Die Stimmung ist verzweifelt und auch bei uns bedrückt. Man sieht Bilder, die man nicht sehen möchte.»

Der Bericht ist zurückhaltend formuliert. Die deutschen Zeitungen stehen unter britischer Zensur. Nichts steht dort davon, dass auch auf dem Kai in Hamburg die englischen Soldaten gerufen haben: «Hep, hep, hep!»

«Wir wurden vom Schiff gleich in einen Zug getrieben. Wir waren so wütend, wir haben die Gitter vor den Fenstern aufgebrochen. Die standen weit ab», erzählt Marty van Collem. «Als wir dann fahren, kam uns ein deutscher Zug entgegen. Da hingen draussen viele Menschen dran und standen auf den Trittbrettern. Die Gitter unseres Zuges haben sie heruntergerissen.»

Einer wird getötet. Viele sind schwer verletzt.

Der Zug mit den Deportierten fährt zu einem kleinen Bahnhof nordöstlich von Lübeck. Er heisst Kücknitz. Zwischen zwei Reihen Soldaten werden die «Exodus»-Passagiere auf englische Lastwagen getrieben. Die bringen sie in ein Lager mit Wellblech-Baracken. Die Leute nennen sie «Nissenhütten», nach der gewölbten Form der Läusebrut, den Nissen. Das Lager heisst «Am Stau». In jeder Baracke müssen 40 Leute wohnen.

Stacheldraht. Wachtürme. Posten. Maschinengewehre. Scheinwerfer. Deutsche Beamte hinter Tischen, die Namen in Listen eintragen. Solche Lager kennen die Juden. Entkommen aus den Konzentrationslagern, sind sie nun von englischen Soldaten zurückgebracht worden in ein Lager mit deutschem Personal.

9. September 1947. Am Morgen legt die «Empire Rival» in Hamburg an. Zur Überraschung der Engländer gehen die Juden ohne Widerstand und schnell von Bord. Die



Wer bei der Ausschiffung in Hamburg Widerstand leistete, wie diese junge Frau, wurde von Militärpolizisten vom Schiff zum Zug gebracht.

Soldaten wissen nicht, dass im unteren Teil des Laderaums eine Bombe liegt.

Micha Peri hat sie gelegt. «In Frankreich ist es unseren Leuten gelungen, Sprengstoff an Bord zu schaffen. Ich bekam ihn in einem Behälter mit einem Zeitzünder. Wir wussten, dass nach einer Explosion das Schiff sehr schnell sinken kann. Deshalb forderten wir die Leute auf, freiwillig und schnell das Schiff zu verlassen. In derselben Zeit gingen wir hinunter und plazierten die Bombe. Dann setzten wir den Zeitzünder in Gang. Wir wussten, dass er ungenau war. Die Explosion hätte praktisch sofort geschehen können. Dann verliessen auch wir das Schiff sehr schnell.»

Kurze Zeit später heulen Sirenen. Die Engländer haben die Bombe entdeckt. Feuerwerker bringen sie in eine Kaserne am Hafen. Dort explodiert sie und drückt in einem grossen Kreis ringsumher die Fensterscheiben ein.

Auch die Juden der «Empire Rival» werden zu einem Zug mit vergitterten Fenstern gebracht. Sie kommen nach Pöppendorf, in ein zweites Lager.

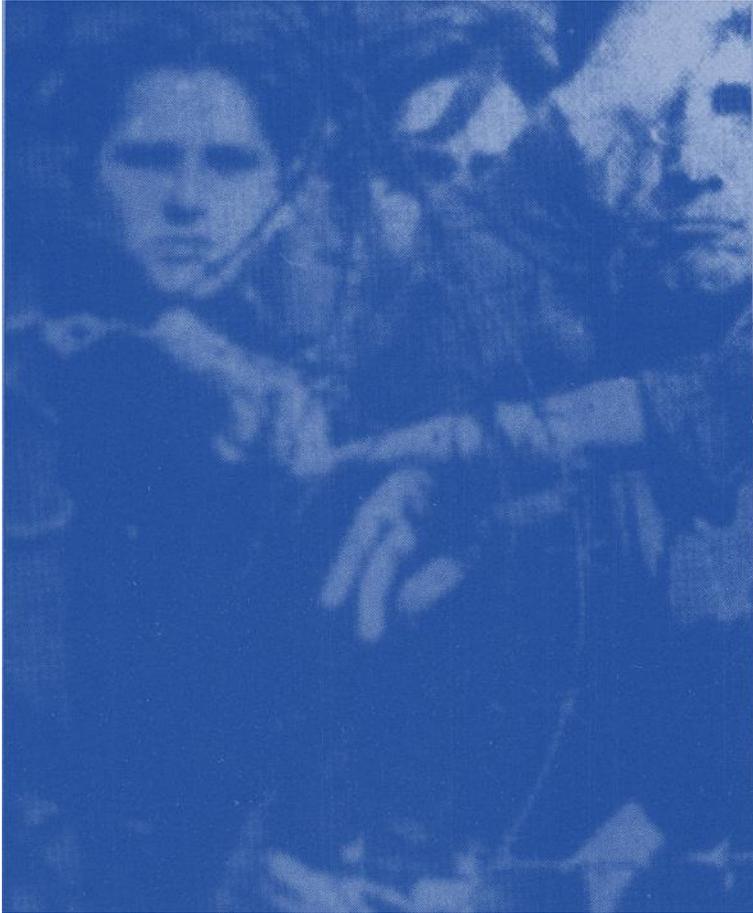
Gegen Mittag kommt das dritte Schiff, die «Runnymede Park». Die Juden gehen nicht von Bord. Das Schiff wird brutal geräumt. Die Engländer jagen die Passagiere mit Wasserstrahlen und Gummiknüppeln vom Schiff. Die Juden bewerfen die Soldaten mit vielen hundert Konserven Dosen. Sie rufen den Engländern entgegen:

«Denkt an Belsen!» Mordechai Rosmann hat einen blutgetränkten Kopfverband, als ihn die Soldaten auf einer Trage an Land bringen. Aber er reckt den Soldaten und den Journalisten seine Faust entgegen. Als letzte schleppen die Soldaten ein bewusstlos geschlagenes Mädchen zum Zug.

Die Reise ist zu Ende. Sie hat vom Auslaufen der «Exodus» am 11. Juli bis zum 9. September 1947 gedauert. 61 Tage.

An diesem 9. September 1947 berichtet «The Palestine Post» in ihrer Schlagzeile: «Refugees forced to land at Hamburg», die Flüchtlinge wurden zur Ausbootung in Hamburg gezwungen: «Vor mehr als 1'000 britischen Soldaten, bewaffnet mit Maschinengewehren, Maschinenpistolen, Gewehren, Tränengaspistolen, Schlagstöcken mit Stahleinlage und Hochdruck-Wasserwerfern auf dem abgesperrten Kai berichteten britische Offiziere der Presse zunächst, dass die Ausladung der 1'400 Flüchtlinge aus der «Ocean Vigour» – des ersten der drei Liberty-Schiffe, mit denen jüdische Flüchtlinge von Palästina zurückgeführt werden – «im Prinzip gut» vor sich gegangen sei und dass sie «sehr befriedigt über die Kooperation mit den Juden» seien. Dagegen wurde in einer britischen Verlautbarung später am Nachmittag festgestellt, dass «Zwangsmassnahmen gegen die Juden» angewendet wurden, nachdem einige hundert das Schiff ruhig verlassen hätten.

Einige junge Juden hätten sich geweigert, aus den Schiffsräumen zu gehen, und daraufhin sei zur Unterstützung der Begleitmannschaften auch Militärpolizei an Bord gebracht worden. Reporter ihrerseits berichten von Soldaten der «Sherwood Foresters», die mit Stahlhelmen an Bord gegangen seien, um das Absingen jüdischer



Durch den Stacheldraht von Pöppendorf droht ein jüdischer Junge dem englischen Fotografen mit der geballten Faust.

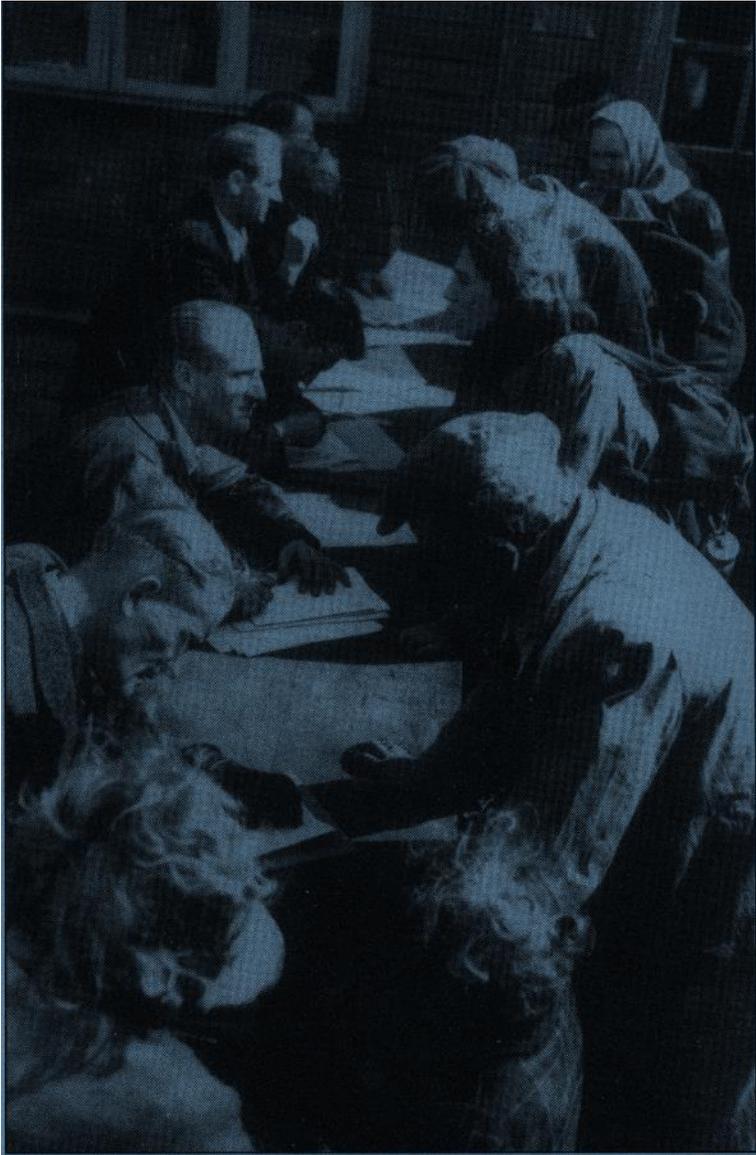


Hymnen zu ersticken ... Etwa 30 junge Flüchtlinge haben eine halbe Stunde lang gekämpft, ehe sie überwältigt die Gangway hinuntergetragen wurden. Sie berichten auch von einem Mann mit blutendem Kopf, der versuchte, seine Wunden den Journalisten zu zeigen und der von Soldaten vom Kai gedrängt wurde ... Die Unruhen begannen, als etwa ein Drittel der 1'400 Flüchtlinge, zumeist Frauen, Kinder und alte Leute, an Land gegangen seien. Dann sei eine Kompanie Soldaten in die übelriechenden Schiffsräume gegangen, um diejenigen hinauszudrängen und zu tragen, die das Entladen aufgehhalten hätten. Zu diesem Zeitpunkt brachten deutsche Arbeiter eine gedeckte Gangway an, damit die Zuschauer nicht länger beobachten sollten, welche Art Gewalt angewendet wurde ... Die Entladung war um 10.35 Uhr beendet. Einige Soldaten halfen Frauen, führten Kinder an der Hand und trugen die Pakete der Flüchtlinge – «das ist alles, was sie noch haben», sagte einer der Soldaten. Einige Flüchtlinge lehnten die Hilfe der Soldaten ab, spuckten ihnen ins Gesicht und nannten sie «dreckige Faschisten».

Auf den Docks fand eine unangemessene Begrüßung statt, als Lautsprecher Tanzmusik plärrten, während die Juden durchsucht, gezählt und zum wartenden Zug gebracht wurden. Einige von ihnen trugen noch alte Uniformen der Alliierten. Etwa 25 kranke Leute wurden in Ambulanzwagen getragen, und ein Kind mit Masern brachte man in ein Hamburger Krankenhaus ...

Das Einladen in den Zug ging nicht in Ruhe vor sich. Über hundert Menschen mussten an ihren Körpern zu den Wagen geschleift werden, während sie trotzige Parolen riefen. Plötzlich hagelten Päckchen mit Esswaren aus den Waggons auf die Soldaten. Militärpolizisten bestiegen die Wagen und führten einige Männer zu einem Arrestlokal.

Auf dem Weg zum Lager Pöppendorf bei Lübeck wurde eine Toilettentür aus den Ängeln gehoben und quer durch ein Fenster gerammt. Sie riss von einem entgegenkommenden Zug mehrere Deutsche herunter, die sich aussen angeklammert hatten, und verletzte sie. Soldaten und Rot-Kreuz-Helfer boten in den Wagen Kaffee,



Deutsche Beamte versuchen wieder einmal, die Juden zu registrieren. Aber die heissen «Lord Montgomery» oder «Hermann Bevin» und sind alle in Tel Aviv geboren.

Milch und Sandwiches an, von denen ihnen einige ins Gesicht geworfen wurden.

Das Entladen des Zuges im Lager Pöppendorf, das schwer bewacht ist, geschah zwischen zwei Reihen Stacheldraht und war am Nachmittag beendet. Den Journalisten wurde der Zutritt verboten, obwohl sie vorher Spezial-Ausweise erhalten hatten ... Im Lager Zeilsheim in der amerikanischen Zone Deutschlands begannen 3'000 jüdische Flüchtlinge mit einem Sitzstreik aus Protest gegen die Zwangslandung in Hamburg ... In ganz Palästina wurde gestern, am «Hamburg-Tag», eine zweistündige Arbeitsniederlegung durchgeführt, um gegen die Zwangsrepatriierung der Flüchtlinge nach Deutschland zu protestieren. Die zionistischen Flaggen wurden mit einem Trauerflor versehen und auf halbmast gesetzt. Alle Geschäfte, Büros und Vergnügungsstätten waren geschlossen. Der Nahverkehr wurde eingestellt, während Massenversammlungen von Tausenden Menschen be-



Protestdemonstration von Kindern im Lager Pöppendorf «Weder Deutschland noch Frankreich. Wir wollen heim nach Palästina!»

sucht wurden. Eine Botschaft der Solidarität wurde von «Vaad Leumi» an die Deportierten gerichtet. Die Namen der Deportierten sollen in das Goldene Buch des Jewish National Fund geschrieben werden.

Von einem Podium vor dem Habimah-Theater in Tel Aviv warnte Mrs. Goldie Meyerson, Vorsitzende des Politischen Ausschusses der Jewish Agency, die Zähmheit der jüdischen Reaktion auf seine Provokation nicht misszudeuten. Die Juden seien immer noch bereit, die Einwanderungsschranken vor Palästina zu durchbrechen. Juden seien auch damals hinter Stacheldraht in Deutschland eingesperrt gewesen, doch dieses Mal seien ihre Verfolger Engländer, die noch vor kurzer Zeit die Juden für den Krieg gegen die Deutschen mobilisiert hätten, mit denen sie nun bei dieser Gewalttätigkeit zusammenarbeiteten.

Ein paar Jahre später kannte die ganze Welt jene Mrs. Meyerson aus Tel Aviv unter dem Namen Golda Meir.

A loi mit 'n Alef

Im Lager Pöppendorf übersetzt ein Dolmetscher namens Bolek die Befehle der Engländer. Sie haben ihm bei der Ankunft des Konvois der Exodus-Passagiere ein Auto mit einem Lautsprecher gegeben. Er soll ihre Anordnungen in Jiddisch und in Deutsch bekanntgeben. Alle Exodus-Leute haben diesen Bolek in Erinnerung. Er war mit seinem Witz und seiner scheinbaren Pflichterfüllung ein braver Soldat Schwejk, ein jüdischer. Mit ein paar Redewendungen gab er den Leuten zu verstehen, was sie von den englischen Befehlen halten sollten. Der Haganah-Führer Meir Schwartz dachte zuerst, Bolek sei ein «Quisling»*, ein Mitläufer der Engländer. Aber alle Leute verstanden sehr schnell, wie Bolek die Ansprachen des Lagerkommandanten, Major Gray, «übersetzte»: Er hingte einfach ein jiddisches Wort hinten dran, und alle Versprechungen waren entlarvt. Alle wussten nun genau, was sie als Juden zu tun hatten.

Als sie aufgefordert wurden, den deutschen Hilfskräften der Lagerleitung ihre Personalien wahrheitsgemäss anzugeben, also Namen und Geburtsort und Herkunftsland, da kam ein Phantasieregister heraus. Die Verschleppten der «Empire Rival» in Pöppendorf wie ihre Kameraden von der «Runnymede Park» und der «Ocean Vigour» im Lager «Am Stau» behaupteten, sie hiessen «Israel, geboren in Israel».

Oder Adolf Bevin, Lord Göring, Hermann Attlee, Lord Montgomery, Gary Cooper, Greta Garbo und Marlene Dietrich. Die Volkszählung brachte nur ihren passiven Widerstand ans Licht. Am Ende der ersten Woche gaben die Engländer bekannt, sie würden eine neue Kartei aufstellen, und sie appellierten wieder an die Internierten, nach Frankreich zu gehen. Aber wieder das gleiche Ergebnis. Marty van Collem erinnert sich an eine alte Frau: «Die wird gefragt, wo sie geboren ist. Antwortet sie: ‚In Tel Aviv«. Schaut der Mann von seinem Blatt Papier auf und sagt: «Als Sie



*Dolmetscher Bolek in seinem Lautsprecherwagen wie ein jüdischer Soldat Schwejk:
«A loi mit 'n Alef.»*

geboren wurden, hat es noch gar kein Tel Aviv gegeben.»
Antwortet sie ihm: ‚Wenn Du das besser weisst als ich,
warum fragst Du? Bin ich dabei gewesen, wie meine Mutter mich bekommen hat?’«

Ein paar Tage sind sie im Lager, da gibt es schon einen Gottesdienst: aus London war der Rabbiner Avram Grienbaum mit einem Lastwagen gekommen. Thora-Rollen darauf. Die rollende Synagoge. Endlich können die frommen Juden unter den Flüchtlingen wieder mit einem Rabbi beten.

Am 25. September morgens gibt Major Gray den Besuch des französischen Generalkonsuls in der englischen Besatzungszone, Jacques Pigeonneau, bekannt. Der wiederholt aufs Neue feierlich die Einladung der französischen Regierung:

«Diejenigen Flüchtlinge, die freiwillig gehen, werden in Frankreich zu den folgenden Bedingungen aufgenommen:



Die heimlichen Drahtzieher von Pöppendorf: Mordechai Rosmann, rechts, und Bolek.

1. Auf der Grundlage ihrer bisherigen Angaben, die sie revidieren können, werden sie entsprechend den Transport-Möglichkeiten der britischen Behörden ein französisches Einreisevisum erhalten.

2. Die Besitzer dieser Pässe werden nicht dem regulären französischen Einreise-Kontingent von gegenwärtig 19'000 Flüchtlingen zugerechnet.

3. Die Freiwilligen werden prinzipiell in Lagern untergebracht, aller Wahrscheinlichkeit nach im Département Var.

4. Ihr Unterhalt wird ihnen von den französischen Behörden garantiert.»

Eine französisch-englische Kommission wird am Eingangstor jedes Lagers eingerichtet. Die Bekanntmachung erklärt in sechs Sprachen, dass die Regierung Seiner Majestät die Absicht habe, die in die palästinensischen Gewässer illegal eingedrungenen Emigranten zurückzubringen nach Frankreich, woher sie gekommen seien. Die Juden, die sich gegen diese Rückführung wehrten, müssten wohl oder übel in Deutschland bleiben. Das bedeute in der Konsequenz, ihre Lebensmittelrationen würden dann auf das Niveau der deutschen reduziert. Also zweitausend Kalorien pro Tag.

Nicht ein einziger Jude meldet sich.

Eines Tages besucht Lord Pickenham, der Minister für die britische Zone Deutschlands, die «Exodus»-Lager in Pöppendorf und «Am Stau». Durch die internationalen Diskussionen um das Schicksal der verschleppten Juden und vor allem durch die Debatte der Vereinten Nationen ist die katastrophale Palästina-Politik des englischen Ministerpräsidenten Ernest Bevin in der ganzen Welt in Misskredit gekommen. Nun schickt man den Minister vor. Er soll versuchen, die «Exodus»-Flüchtlinge zu einem «vernünftigen» Arrangement mit der Londoner Regierung zu überreden. Der Lord hält eine Ansprache, wie sehr er das Schicksal der eingesperrten Juden bedaure. Schuld daran seien die unvernünftigen Methoden der jüdischen Führer. Zum Glück hätten sie nach dem Scheitern des «Exodus»-Abenteuers jetzt eingesehen, dass dies der falsche Weg sei. Die illegale Einwanderung mit Schiffen nach Palästina sei von ihnen eingestellt wor-

den. Es werde kein Schiff mehr versuchen, die Blockade zu durchbrechen. Im Gegenzug sei die britische Regierung bereit, das Schicksal der internierten Juden zu erleichtern, wenn sie nun ihre wahre Identität und ihre Herkunftsländer angeben. Er fordere sie auf, dies zu tun und ihre eigene Lage dadurch zu verbessern.

Bolek rückt mit seiner Übersetzung die Rede des Lords in die Fabelwelt. Und er hängt an die Aufforderung, die Identität preiszugeben, eine jiddische Redewendung hinten dran: «A loi mit 'n Alef.» Das heisst so viel wie: ein Garnischt mit 'nem A davor. Oder: Der kann lange reden ... Jeder Jude versteht das, und heute, nach vierzig Jahren noch, erinnern sich die ehemaligen «Exodus»-Passagiere an dieses Wort Boleks: A loi mit 'n Alef.

Bolek hat damals gar nicht gewusst, wen er durch die beiden Lager begleitete. «Ich hatte keine Ahnung, dass es ein Lord und ein Minister war. Ich hab ihn als irgendeinen Mann von der Verwaltung angesehen, der mit dem Kommandanten zusammen sich das Lager ansehen wollte. Ich wusste nur, dass die UNO-Flüchtlingskommission kommen sollte. Aber von einem britischen Deutschland-Minister hatte mir keiner was gesagt. Ich sollte die Leute auffordern, sie sollten ihre Namen und ihre Herkunftsorte wahrheitsgemäss angeben. Das hab ich denen auf jiddisch gesagt, und dann hab ich angehängt: A loi mit 'n Alef. Darauf hat die ganze Menge geantwortet: ‚Omen‘. Also: ‚Amen‘.»

Erstaunt wendet sich Lord Pickenham an Bolek und bittet ihn, zu erklären, was die Leute gemeint haben. Bolek antwortet mit dem ernstesten Gesicht der Welt: «Sie wollten Ihnen nur danken für eine Rede, die ihnen zu Herzen gegangen ist.»

So hat Bolek damals die Politik der Regierung Seiner Majestät übers Ohr gehauen. Nicht nur durch seine jiddische Art der Übersetzung.

«Wissen Sie, die Engländer haben überhaupt nicht gemerkt, was ich da gemacht hab. Auch von den 4'500 Flugblättern, die ich mit dem Auto reingebracht hab, haben sie nichts bemerkt. Ich hab drauf gesessen. Ich hab das ganze Paket Mordechai Rosmann gegeben und seinen Mitarbeitern von der Haganah. Die Flugblätter sind

Bekanntmachung

Die französische Regierung hat sich bereit erklärt, die diejenigen jüdischen illegalen Emigranten aus dem Dampfer „President Warlam“ in Frankreich aufzunehmen, die dorthin zu gehen wünschen. Die französische Regierung ist bereit, sie mit etwa 1000 Liter Nahrungsmitteln auszustatten, wie wir erfahren, werden sie in Lagern untergebracht werden, die durch die französische Gesellschaft „Ecole Française“ zur Verfügung gestellt werden. Der Herrscher der Königlich Britischen Regierung bei der Entfernung der illegalen Emigranten aus den palästinensischen Gebieten und ihre Rückführung nach Frankreich, dem Land, welches sie ohne Erlaubnis und mit gefälschten Papieren, die besagen, daß ihr Bestimmungsort Colombis sei, verlassen haben, die Königlich Britische Regierung hofft daher, daß die illegale Emigranten nach Frankreich gehen werden, und wünscht damit, daß alle in Frage kommenden jüdischen Organisationen ihre Zusammenarbeit hierzu geben werden. Wenn die Juden dies ablehnen, ist es ganz klar, daß sie aus eigenem freien Willen in der britischen Zone Deutschlands bleiben. Die Königlich Britische Regierung hat niemals damit gerechnet, die illegalen Emigranten für länger als eine vorübergehende Zeit in Deutschland unterzubringen zu müssen, bevor sie nach Frankreich zurückkehren können. Es werden jetzt Vorkehrungen getroffen, daß alle, die es wünschen, nach Frankreich zurückkehren können. Diejenigen, die einen Abtransport nach Frankreich ablehnen und es vorziehen, in Deutschland zu bleiben, werden in Lagern untergebracht werden, die von den britischen Behörden zur Verfügung gestellt werden. Diejenigen, die freiwillig nach Frankreich zurückkehren, werden weiterhin die gegenwärtige großzügige Zuteilung von ca. 2000 Kalorien pro Tag bis zum Zeitpunkt ihrer Abreise erhalten. Diejenigen, die es vorziehen, in Deutschland zu bleiben, werden die Grundration des Nahrungsmittelverbrauchs erhalten, ergänzt durch Zusatzrationen zu denen sie auf Grund ihrer Arbeit berechtigt sind. Die Reduzierung auf die Grundration wird in Übereinstimmung mit ähnlichen Anweisungen erfolgen. I. R. O. hat ihre Formulare und Unterzeichnung jedem zu geben versprochen, der entsprechenden Antrag stellt und sich als jüdisch erklärt.

Die Vernehmung der illegalen Emigranten wird durch die Bewachung der Lager geführt und ist ein Teil der Arbeit, die zu leisten werden.

Diejenigen von ihnen, die freiwillig nach Frankreich gehen wollen, werden in den Lagern untergebracht werden.

Weitere Auskünfte sind von den britischen Behörden zu erhalten.

Wieder eine »Bekanntmachung« der Engländer: »Wenn die Juden dies ablehnen ist es ganz klar, daß sie aus eigenem freien Willen in der britischen Zone Deutschlands bleiben.«

herausgegeben worden vom Zentralkomitee der Befreiten Juden in Bergen-Belsen. Sie waren unterschrieben von Rosensaft und Norbert Wollheim. Sie waren in jiddisch geschrieben. Die Mapilim, also die Flüchtlinge, wurden darin aufgefordert, Geduld zu haben. Alle Juden der Welt seien solidarisch mit ihnen und würden dafür kämpfen, dass sie den Weg nach Erez Israel gehen könnten.»

Bolek war ein Zauberer im Austricksen der Engländer. Der französische Schriftsteller Jacques Derogy beschreibt in seiner Reportage «La Loi du Retour» einen seiner Streiche, mit dem er Guiora, einen wichtigen Funktionär der Haganah aus dem Lager hinausbrachte:

«Entsprechend den Anweisungen der Haganah versuchte Guiora aus dem Lager ‚Am Stau« zu entkommen. Er war um achtzehn Kilo abgemagert, seit er sich in Port-de-Bouc an Bord der ‚Empire Rival« geschmuggelt hatte. Er liess sich von Sima eine Milch-Injektion geben, die fieberhafte Effekte hervorruft. Mit einem britischen Armeelastwagen wurde er ins Militär-Krankenhaus nach Lübeck gebracht. Am Abend seiner Ankunft um 22 Uhr kam ein Taxi zum Tor. Bolek sass darin. Er rief vom Eingang dem Guiora zu: ‚Mendel! Mendel! Was machst Du noch hier? Du hast zwei Zwillingaskinder bekommen, die sind heute in Bergen-Belsen geboren, und Du stehst hier so ruhig rum! Komm schnell!«

Guiora kapierte und stieg auf den Wagen. Bolek hatte ihm falsche Personalpapiere auf den Namen Mandel Bodgam mitgebracht. Ein paar Tage später kam in Bergen-Belsen ein grosser Wagen mit einer amerikanischen Flagge vorgefahren. Am Steuer sass ein Bricha-Agent namens Hann Yakhin. Nach drei Tagen Erholung und Aufpäppelung fuhr Guiora in der Uniform der UNRRA in die amerikanische Zone nach München, um dort die heimliche Auswanderung des ersten Kontingents der «Exodus»-Flüchtlinge aus den Lübecker Lagern zu organisieren.»

An die Episode mit den angeblichen Zwillingen kann sich Bolek heute nicht mehr erinnern. «Das kann gut möglich sein. Wir haben uns ja alle fünf Minuten was Neues einfallen lassen. Ich hab den Engländern vorgetäuscht, dass ich mit einem Schwerkranken nach Lübeck

ins Krankenhaus muss. Oder dass der Wagen kaputt ist und zur Reparatur muss – wenn ich neue Instruktionen aus Lübeck bekommen sollte. Dort sass das Komitee, das mit der Haganah zusammenarbeitete. Es waren ja nicht meine ersten Erfahrungen im Umgang mit den Engländern. Ich hatte als Beauftragter der Bricha schon jahrelang mit ihnen zusammengearbeitet und kannte ihre Mentalität und ihr militärisches Denken.

Zum Beispiel hatte ich Ende 1946 den ersten Transport von 150 Juden aus Stettin nach Frankreich weiterzuleiten. Die Engländer brachten sie ins Lager Pöppendorf und wollten sie nicht weiter lassen. Da habe ich denen gesagt: ‚Sie können die alle behalten. Aber ich rufe jetzt den Major in Hannover an, und mit dem müssen Sie weiterreden.‘ Fragt mich der Lagerkommandant, wer der Major ist. Hab ich gesagt, das ist der Major Leiserowitsch. War nicht gelogen, der hiess Leiserowitsch, und sein Vorname war Meir, ausgesprochen wie das englische ‚Major‘. Aber der Offizier war geblufft und hat gesagt, ich soll keine Schwierigkeiten machen. So kamen sie raus. Und so haben wir schon vor der ‚Exodus‘ 15'000 Juden hier durchgeschleust nach Palästina.

Das fiel mir alles ganz spontan ein. Wer mal im Untergrund gearbeitet hat, muss spontan reagieren und bluffen können. Als Partisan musst Du so tun, als ob hinter Dir eine ganze Armee steht und nicht nur vier oder fünf Leute. So musst Du sie bluffen können.»

Bolek war, sagt er, ein kleines Licht in der langen Lichterreihe der Bricha: «Wir hatten eine Kette von Russland über Polen, Deutschland, Österreich nach Frankreich. Eine zweite Kette ging von Polen über Schlesien und die Tschechoslowakei Richtung Palästina. Zweigstellen der Bricha waren in Berlin, Helmstedt und Friedland. Gewohnt hab ich in der englischen Kaserne in Göttingen. Da gab es die Jüdische Brigade, und dort hatte die Haganah ihre Leute eingeschleust.»

Wie hat er gelebt, wer hat ihn bezahlt?

«Niemand hat mich bezahlt. Ich hab bekommen nur meine Rationen von ‚Joint‘, von der Jüdischen Brigade. Was brauchte ich Geld? Ich hatte alles frei. Hab bekommen Essen, hab bekommen Wohnung frei, hab bekom-

men ärztliche Betreuung. Ich war ein junger Bengel von 21 Jahren, und wenn ich ins Kino gehen wollte, hab ich zwei Zigaretten auf dem Schwarzen Markt umgetauscht. Benzin brauchte ich nicht. Wenn ich von Lübeck nach München und nach Frankfurt gefahren bin, es war alles frei, Logis und Essen und Trinken, also was brauchte ich? Ich hab mich so wohl gefühlt, als ob ich im Kibbuz gewesen sei.»

Bolek will, ich soll die Namen derjenigen nicht vergessen, die damals dies alles organisiert haben. Die meisten sind heute tot: «Vergessen Sie nicht die Jüdische Gemeinde Berlin, Dr. Fabian. Vergessen Sie besonders nicht die Jüdische Gemeinde Lübeck in der Wakenitzstrasse, vor allem Norbert Wollheim. In Bergen-Belsen Jossel Rosensaft und Kurt Levin. In Hamburg Harry Goldstein. In Bremen Karl Katz. In Düsseldorf Julius Dreyfuss. In Hannover Rega Laub, Moishe Sannek, Meir Leisero-witsch und Sam Dalop von der «Joint». Wenn es eine Krise gab, dann trafen sich alle wichtigen Leute in Hamburg im alten jüdischen Altersheim in der Sedanstrasse. Da wurden dann alle Fäden der Haganah aus ganz Europa zusammengesponnen. Wer eigentlich der Chef der Haganah in Europa war, hab ich nie erfahren.»

Wer ist Bolek?

Einige der «Exodus»-Passagiere kannten diesen Bolek. Er hatte als Beauftragter der «Bricha» in Norddeutschland gearbeitet. Die «Bricha» war 1945 von der Haganah mit Unterstützung der Jewish Agency gegründet worden, um für Juden die illegale Einwanderung nach Palästina zu organisieren. Bolek erzählt: «Der erste illegale Transport ging im Mai 1945 von Polen, von Stettin über das Lager Berlin-Schlachtensee. Ich war dort der Leiter der Bricha. Von dort bin ich nach Hannover und dann nach Lübeck geschickt worden, um von hier aus die Transporte nach Palästina zu organisieren. Wir hatten hier zwei Lager, in Pöppendorf und in Bad Segeberg. Von dort aus brachten wir die Juden mit Lastwagen nach Bergen-Belsen und dann über Eschwege, Salzheim bei Frankfurt nach München. Da waren dann die anderen zuständig, die sie über die französische Grenze nach Marseille brachten, zum Schiffstransport nach Palästina.

Auch viele Passagiere der ‚Exodus‘ sind auf diesem Wege von Polen über Lübeck nach Sète gebracht worden.

Ich schätze: zwanzig Prozent. Bei jedem Transport waren ungefähr zweihundert bis zweihundertfünfzig Leute dabei. Unser Kontakt mit der Haganah war so: Wir durften alles essen, aber nicht zu viel fragen. Die Zusammenstellung der Transporte für die ‚Exodus‘ geschah in Feldmoching in Bayern.»

Als die «Ocean Vigour» am 8. September 1947 in Hamburg festmacht, steht Bolek auf dem Pier. Um als Verbindungsmann der Haganah arbeiten zu können, hat er sich als Dolmetscher gemeldet. Kaum kommen die Flüchtlinge in Pöppendorf an, verteilt Bolek bei ihnen im Lager Flugblätter. «Gleichzeitig musste ich ja die englischen Anordnungen bekanntmachen. Also, die Leute sollen die Wahrheit sagen, ihre Namen, ihre Herkunft, wer sie organisiert hat. Ich hab erklärt: dass Ihr die Wahrheit sagt, das verlangt auch der Lagerleiter und die Verwaltung. A

loi mit 'n Alef. Da wussten die Leute sofort, dass sie nichts sagen sollen. Und dann hab ich drei Leute von der Hagannah ausfindig gemacht, die von den Engländern gesucht wurden und eingesperrt werden sollten. Eine Frau und zwei Männer. Die hab ich mit dem Lautsprecherwagen rausgeschmuggelt und nach Bergen-Belsen gebracht. Danach war mein Kontaktmann im Lager Mordechai Rosmann. Den hatten die Engländer zuerst verhaftet, aber nach ein paar Tagen war er wieder da.»

Bolek war ein Kind des Warschauer Gettos. Sein Lebensschicksal ist, dass er überlebt hat. Sonst ist es so wie das vieler anderer Juden von Warschau. Sein Name ist Benjamin Gruszka: «Am 1. September 1939 musste mein Vater zum Militär. Es gab keine Schule mehr, keine Lehre. Ich war damals 14. Radio hatten wir zu Haus nicht. Von anderen Leuten auf der Strasse haben wir gehört, die Wehrmacht ist einmarschiert. Gleich am ersten Tag kam ein Luftangriff. Wir waren im Keller. Was für ein Blödsinn, sieben- und achtstöckige Hochhäuser stürzen zu-



1947: Bolek mit Freunden in Bergen-Belsen.

sammen, und wir gehen in den Keller von unserem kleinen Häuschen. Ich bin im Getto in der Strasse Pawia geboren. Mein Vater war Kaufmann. Wir hatten zwei Geschäfte, Obst- und Gemüsehandel. Wir hatten zuerst gut zu essen. Wir haben viel reinschmuggeln können. Hatten Beziehungen zu Bauern, auch zu Volksdeutschen, die Reichsbürger wurden. Die haben selbst auch reingetragen und gehandelt und geschachert.

Meine Grosseltern von Mutterseite waren sehr orthodox. Meines Vaters Familie war liberal. Er trug keinen Bart. Wir waren auch nicht orthodox gekleidet. Aber wir wurden alle religiös erzogen. Sabbat wurde eingehalten, Feiertage wurden eingehalten. Wir waren sechs Kinder, drei Jungs, drei Mädchen. Wir waren auch in jüdischen Organisationen. Auswanderung gab es zwar damals, aber man hat ja nicht an die wirkliche Gefahr geglaubt.

1936, kann ich mich erinnern, bin ich als Jugendlicher in einem Theater gewesen. Wladimir Jabotinsky und Menachem Begin sprachen. Ich stand auf der Bühne, kurz gekleidet, braunes Hemd, schwarze Krawatte, Jabotinsky rief alle Juden auf, schnellstens auszuwandern. Er hat alle gewarnt vor der grossen Gefahr, die uns Juden bedroht, besonders die in Polen. Ich hab das noch heute im Ohr. Ich stand mit meinen Kameraden direkt hinter den Rednern.

Aber man hat die Warnungen nicht geglaubt. Vor allem hab ich nicht geglaubt, dass die polnische Bevölkerung uns nicht helfen wird.

Ich ging vormittags in die polnische Volksschule, nachmittags in die jüdische Religionsschule. Antisemitismus hat man direkt nicht gemerkt, aber die Jungen haben uns zugerufen Jude», dann haben wir uns geschlagen, aber wieder vertragen auf der Pawia.

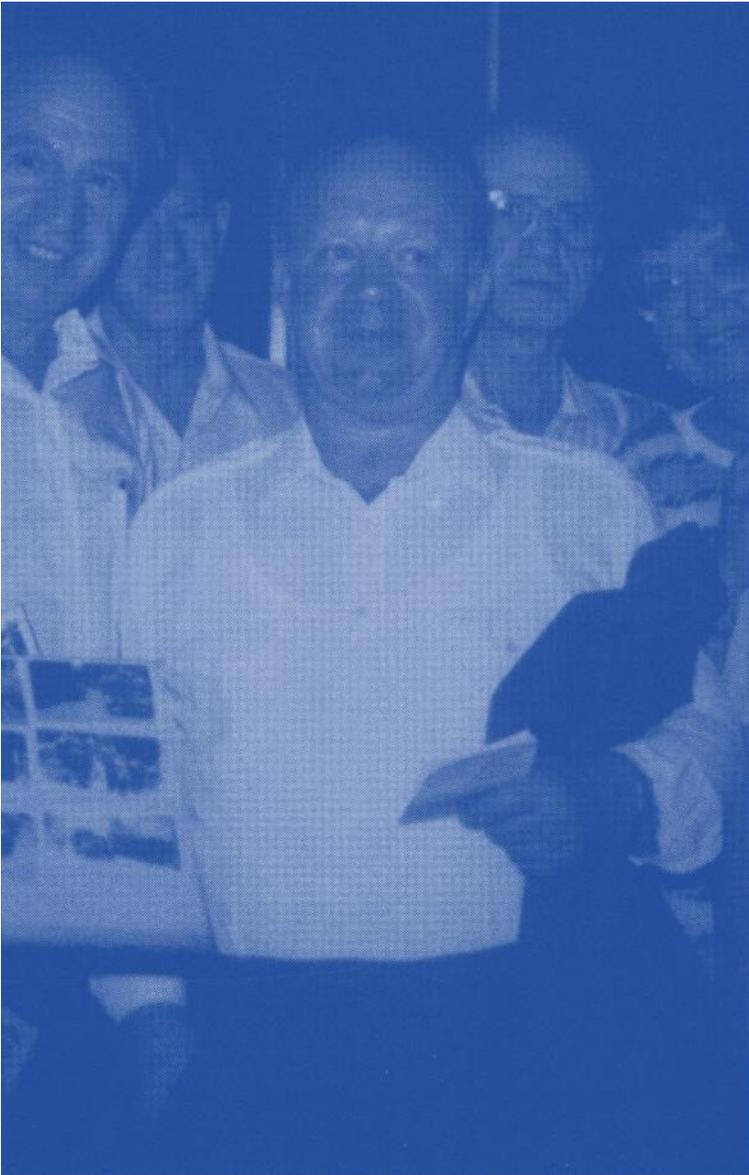
Dann sind die Deutschen gekommen, und die jüdischen Organisationen haben angefangen, aktiv zu arbeiten. Und zwar von rechts nach links, orthodox und liberal, alle waren sie koordiniert. Immer noch nicht hat man geglaubt die Propaganda. Man hat geglaubt, man kommt nur in ein Arbeitslager, wird umgesiedelt und kann wieder arbeiten nachher. Von Vernichtungslagern haben wir

durch meinen Schwager Isaak erfahren, der im Getto Rikscha fuhr. Sein Bruder Monjek kam zurück. Er war abgesprungen von einem Transport vom Umschlagplatz, mit dem er schon fast bis Treblinka gefahren war. Da kamen die ersten Nachrichten von Vernichtungslagern. Dann hat man erfahren von den Wachleuten und von der Besatzung, die bisschen geschachert haben, es gibt Konzentrationslager und Gaskammern. Die deutsche Wehrmacht, die noch Geschäfte gemacht hat, die hat bisschen geplaudert von Majdanek, Treblinka, von Gaskammern erzählt. Trawniki war bekannt, Poniatowo war bekannt.

Die Krankheiten begannen schon 1940, Typhus und Flecktyphus. Ich hab geschmuggelt. Waren von der arischen Seite rein nach dem Getto. Haben sie mich geschnappt, haben sie mich eingesperrt erst in dem Gefängnis Rackowiecka. Dann haben sie mich übergeführt auf den Pawiak, sechs Wochen. Hat mein Vater mich rausgeschmuggelt für Geld durch polnische Anwälte.

Wir kamen dann aus unserem Haus in der Pawia heraus. Das Getto wurde kleiner und kleiner, wir mussten nach der Zamenhofs umziehen. Mein Vater hatte schon das Geschäft aufgegeben. Zuerst hatte er eine Nummer bekommen und konnte arbeiten beim Bestattungsunternehmen Mordechai Pinkiert. Trotzdem hat ihm das auch nicht geholfen. Er ist weggekommen auf Transport. Meine Mutter und meine Geschwister hat man aus dem Bunker rausgeholt, und die sind auch auf Transport. Ich hab keinen mehr wiedergesehen. Ob sie nach Treblinka, Poniatowo, Trawniki oder nach Majdanek gekommen sind, weiss keiner. Von meiner Familie hat ausser mir keiner überlebt. Überlebt haben nur zwei Onkels von meiner Mutter in Argentinien. Die sind schon vor dem Kriege von 1914 aus Polen ausgewandert, weil sie nicht zum Militär wollten. Von der Familie Gruszka hab nur ich allein überlebt.

Dann hab ich durch Beziehungen bekommen eine Nummer, und ich konnte auch bei Mordechai Pinkiert arbeiten, wie zuvor mein Vater, als er noch lebte. Ich durfte mitfahren mit dem Leichenwagen. 1941 begann der grosse Schmuggel vom jüdischen Friedhof. Der hat begrenzt an den polnischen Friedhof und die arische



1987: Bolek mit Freunden in Tel Aviv.

Seite. Da waren Verbindungsleute, man durfte nicht neugierig sein. Die haben uns mitgebracht Lebensmittel und Munition fürs Getto. Wir haben die Sachen versteckt in den Leichenwagen. Die hatten doppelte Wände. Wir sind zu zweit gefahren. Die Leichenwagen waren so gemacht, dass keiner wusste, dass da Platz ist für Essen, Lebensmittel, Waffen. Man hat Angst gehabt, verraten zu werden. Ich lebte Zamenhofa 38 vis-à-vis von der letzten Gemeinde, die es noch im Getto gab. Da war auch die jüdische Polizei.

Schiessen hatte ich schon im Getto gelernt. Ich war auch beteiligt bei einer Exekution gegen einen der Mörder von der jüdischen Polizei, Lejkin hiess der. Ich stand unten. Oben waren meine Kollegen. Wozu sie raufgegangen sind, wusste ich nicht. Später hab ich erfahren, dass sie Lejkin liquidiert haben. Das war das Haus Ecke Gesia und Zamenhofa. Das Haus werd ich nie vergessen, hab ich heute noch vor den Augen.»

Der Rechtsanwalt Jakub Lejkin war geschäftsführender Kommandant des jüdischen Ordnungsdienstes im Getto. Er wurde, wie der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Adam Czerniaków, von den Deutschen für die «ordnungsmässige» Durchführung der Transporte von Warschau nach Treblinka mitverantwortlich gemacht. Im Oktober 1942 erschoss ihn ein Kommando des jüdischen Untergrundes.

«Vis-à-vis war eine polnische Kaserne. Da waren Gruben mit Chlorkalk. In die hat man Juden hineingetrieben. Vorher mussten sie links und rechts Schmuck und Geld ablegen in Wehrmachtskisten. Dann mussten sie in den Kalk rein. Wer nicht wollte, wurde durchgesiebt mit Maschinenpistolen.

Ich hab auch gesehen, was sich abgespielt hat bei der Befehlsstelle der Gestapo in der Zelazna 101 im Keller. Da haben sie laufend Massaker gemacht, laufend haben wir frisch erschossene Juden rausgeholt. Frauen, ältere Menschen. Immer kam ein Telefonanruf bei Pinkiert in die Zentrale, und dann ging's los. Pinkiert hat Telefon gehabt bis kurz vor Schluss. Der Anruf ist angekommen von der Jüdischen Polizei: Einsatz, zur Befehlsstelle! Da sind wir hingekommen, da standen schon die polnischen

Polizisten und die SS-Leute und haben gesagt: Keller aufräumen! Das ging so routinemässig wie heute der Handel mit Kohl oder mit Kartoffeln. Ob ich Hemmungen gehabt hab? Gar nicht. Ich bin ja selber rausgeschmuggelt worden vom Umschlagplatz in einem Leichenwagen. Ich lag unter den Leichen, das warme Blut hat noch getropft. Das sind alles keine Legenden, so ist es gewesen, sonst wär man nicht durchgekommen.

Wie wir gesehen haben, es geht zu Ende, 1942 nach dem grossen Aufstand, haben wir abhauen müssen. 1943 Pessach, das jüdische Osterfest, hab ich noch im Getto erlebt. Wir sind rausgefahren mit den Leichen. Haben die Pferde ausgespannt, haben sie laufen lassen. Dann übern Zaun, raus aus dem Getto, rein auf den Friedhof. Dort hat gewartet ein gewisser Krzacek mit einem Lastwagen. Unter der Plane waren schon mehrere Juden. Mädchen auch. Meine Generation, auch ein paar Ältere. Die anderen waren schon bewaffnet.

Von da aus ging es in die Wälder bei Warschau. Das erste Mal, dass ich in die Wälder gekommen bin. So wurden wir Gruppen der Partisanen zugeordnet. Wie das organisiert wurde, durfte man nicht fragen, wusste man nicht. Unsere Gruppe waren nur Juden vom Warschauer Getto, die durch die Abwasserkanäle gekommen sind. 45 Personen. Ich hab damals eine Waffe bekommen. Unsere Aufgabe war Sabotage gegen Eisenbahnen, Gleise sprengen. Wir mussten immer weiterziehen, den Nachschub stören, Richtung Bug. Kamen wir in die Lubliner Wälder.

Da sind wir befreit worden von der Roten Armee. Wir haben uns versteckt eine Nacht in einer Scheune. Am nächsten Morgen haben wir erfahren, die Russen sind schon durch. Bei Lublin. Haben wir uns gemeldet bei der Kommandantur, die Waffen abgegeben. Ich ging Richtung Warschau: Vielleicht kann ich noch jemanden finden. Aber ich hab keinen gefunden. Dann kam ich bis nach Stettin. Hab ich angefangen zu arbeiten für die Bricha. Das ist alles.»

«Ihnen ist schweres Unrecht widerfahren»

Das Leid der Juden ist von der Welt wahrgenommen worden. In der UNO wachsen die Sympathien für einen jüdischen Staat. Schon am 15. Mai 1947 hatte die Vollversammlung der Vereinten Nationen in der Resolution 109 «alle Regierungen und Völker, insbesondere die Einwohner von Palästina» dazu aufgerufen, sich «der Androhung und des Gebrauchs von Gewalt oder jeder anderen Aktion, die zu einer vorurteilsgeladenen Atmosphäre gegenüber einer baldigen Übereinkunft in der Palästinafrage führen können, zu enthalten».

Nahum Goldmann, der angesehene zionistische Politiker, bittet den tschechoslowakischen Staatspräsidenten Eduard Benesch um Vermittlung bei Stalin. Auch der sowjetische Parteichef soll für die Gründung eines Staates Israel gewonnen werden. Die Mission gelingt.

Goldmann schreibt über sein Gespräch mit Benesch: «Nach seiner Rückkehr aus Moskau berichtete er, dass er Gelegenheit gehabt habe, den Gegenstand kurz anzuschneiden, und dass Stalin erklärt habe: Wir wissen, dass dem jüdischen Volk in diesen Jahren schweres Unrecht widerfahren ist. Wir werden alles tun, um es wiedergutzumachen.»

Das waren offensichtlich nicht nur Worte. Denn der sowjetische UNO-Delegierte Andrej Gromyko erhielt die Anweisung, bei der entscheidenden Abstimmung in New York für den «Teilungsplan» zu stimmen. Dieser Plan sah die Teilung Palästinas in zwei selbständige Staaten vor, einen jüdischen und einen arabischen. Am 14. Mai 1947 hatte Gromyko noch «einen unabhängigen und demokratischen arabisch-jüdischen Staat» für die «gerechte Lösung» gehalten. Nun, nach dem «Exodus»-Drama, erklärt er am 27. November 1947 sein Einverständnis mit den Wünschen der Juden: «Die Erfahrung hat gezeigt, dass Juden und Araber in Palästina nicht Zusammenleben

wollen oder können. Die logische Schlussfolgerung ist, es kann keine andere Alternative geben, als anstelle eines Landes zwei Staaten zu schaffen, einen arabischen und einen jüdischen. Aber wir hoffen, dass die beiden Bevölkerungsteile schliesslich einsehen werden, dass ihre Pflicht und ihre Rettung in Verständigung und Einigung liegen.»

Zwei Tage später, am 29. November 1947, wird abgestimmt. 33 Länder stimmen mit Ja für den Teilungsplan. 13 stimmen mit Nein. 10 enthalten sich der Stimme. Das ergibt die notwendige Zweidrittelmehrheit für den Teilungsplan, die Gründung von zwei Staaten auf dem Boden Palästinas, einem jüdischen und einem arabischen.

Die Resolution 181 bestimmt, dass «so bald wie möglich das Mandat über Palästina beendet wird, spätestens am 1. August 1948. Die bewaffneten Kräfte der Mandatsmacht sollen fortschreitend aus Palästina abgezogen werden, und der Rückzug soll so bald wie möglich abgeschlossen werden, in jedem Fall nicht später als am 1. August 1948 ... Die Mandatsmacht soll sich nach besten Kräften darum bemühen, zum frühest möglichen Zeitpunkt ein Gebiet im Territorium des Jüdischen Staates mit Seehafen und Hinterland zur Sicherstellung von Möglichkeiten für eine substantielle Einwanderung zu räumen, in jedem Fall nicht später als am 1. Februar 1948.

Ein unabhängiger Arabischer und Jüdischer Staat und eine besondere internationale Verwaltung für die Stadt Jerusalem sollen in Palästina innerhalb von zwei Monaten nach der Beendigung des Rückzugs der Truppen der Mandatsmacht gegründet werden, in jedem Fall nicht später als am 1. Oktober 1948. Die Grenzen des Arabischen Staates, des Jüdischen Staates und der Stadt Jerusalem werden in Teil 2 und 3 beschreiben ... Es darf keine Diskriminierung der Einwohner aus Gründen der Rasse, der Religion, der Sprache oder des Geschlechts geben. Jeder Staat soll eine angemessene Grund- und Weiterbildung für die arabische und die jüdische Minderheit in ihrer eigenen Sprache und kulturellen Tradition sichern ... Es ist keine Enteignung von Land, das einem Araber im Jüdischen Staat und einem Juden im Arabischen Staat

gehört, erlaubt, ausgenommen für öffentliche Zwecke. In jedem Fall von Enteignung muss die volle Entschädigung gezahlt werden, wie sie vom Obersten Gericht festgesetzt wurde.»

Über dem Jubel in vielen Ländern der Welt vergessen die Menschen, was nun aus den Arabern werden soll, die hier leben, den Palästinensern.

Die «Exodus»-Flüchtlinge sind frei

An welchem Tag die englischen Wachen von den «Exodus»-Lagern in Deutschland abgezogen werden, steht nicht fest. Irgendwann im späten Herbst war es. Schubweise hat man die Deportierten in winterfeste Quartiere gebracht. Zwischen dem 6. und 10. November 1947 in mehreren Schüben zuerst nach Neumünster, dann nach Sengwarden bei Wilhelmshafen. Die anderen nach Emden. Dorthin ist Marty van Collem gekommen. Bis zur holländischen Grenze sind es nur ein paar Kilometer Luftlinie. Aber sie will ja nicht nach Holland, sie will nach Palästina.

«Ich war so unpraktisch. Eines Tages hat man gesagt, wer raucht, der soll sich einschreiben. Ich hab mich nicht eingeschrieben, ich rauche ja nicht. ‚Bist Du verrückt«, haben mir ein paar polnische Jungs gesagt, die mit im Lager waren: ‚Du gehst sofort Dich einschreiben! Das ist Geld, verstehst Du? Zigaretten sind Geld.›»

Was die Organisatoren der «Exodus»-Reise schon in Amerika begriffen hatten und womit Bolek seine Kinokarten bezahlte, das musste Marty van Collem erst von den polnischen Jungs erfahren: Sie liess sich einschreiben und hatte dadurch Zigaretten als Tauschwerte für den Schwarzen Markt. «Ich hab mir für die Zigaretten ein Bügeleisen gekauft und ein Kissen. Wir durften damals schon rausgehen aus dem Lager. Aber man hat uns verboten, mit Journalisten zu sprechen. Eines Tages kam ein Journalist aus Holland, der hatte einen Brief von dem Rabbiner aus Hamburg. Darin stand, mit ihm können wir ruhig sprechen. So hab ich mit ihm gesprochen, und er hat einen Bericht für eine holländische Zeitung gemacht. Dadurch hat meine Mutter in Amsterdam erfahren, wo ich bin. Sie war damals 47 Jahre alt, heute ist sie fast 90. Irgendwie ist sie an die Grenze bei Nieuweschans gekommen, ich weiss nicht, wie sie das gemacht hat. Sie stand

auf der einen Seite vom Schlagbaum, ich auf der anderen. Ich hab ihr guten Tag gesagt und sie mir auch. Natürlich wollte sie, dass ich nach Hause zurückgehe. Aber ich wollte nach Israel. Viel mehr durften wir nicht reden. Da kam schon der Engländer und hat befohlen, wir müssen zurück. Sie nach Holland, ich nach Deutschland.»

Ein Staat der Hoffnung wird gegründet

Am 14. Mai 1948 tritt im Museum von Tel Aviv der jüdische Nationalrat zusammen. Er proklamiert «kraft des natürlichen und historischen Rechts des jüdischen Volkes und aufgrund des Beschlusses der Vollversammlung der Vereinten Nationen die Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina, der Israel heissen soll.»

In Deutschland werden die Funktionäre der Bricha zu einem Treffen in Kochel am See zusammengerufen. Die Bricha wird aufgelöst. Die meisten Leute beschliessen, nach Israel zu gehen. Bolek nicht. Er hat inzwischen eine neue Heimat gefunden. Lübeck. Wird Kaufmann. Heiratet eine Frau, die in der jüdischen Republik Birobidshan in der Sowjetunion geboren ist. Bekommt zwei Kinder, zwei Mädchen. Heute hat er einen Automaten-Vertrieb. Wenn man ihn, untersetzt wie er ist, über die Strassen gehen sieht, hat er noch unverkennbar den gleichen Gang wie auf den Fotos im Lager Pöppendorf mit dem Lautsprecher in der Hand.

1988 hat man ihn in Tel Aviv mit der Medaille für Verdienste für den Staat Israel und im Kampf gegen die Nazis ausgezeichnet.

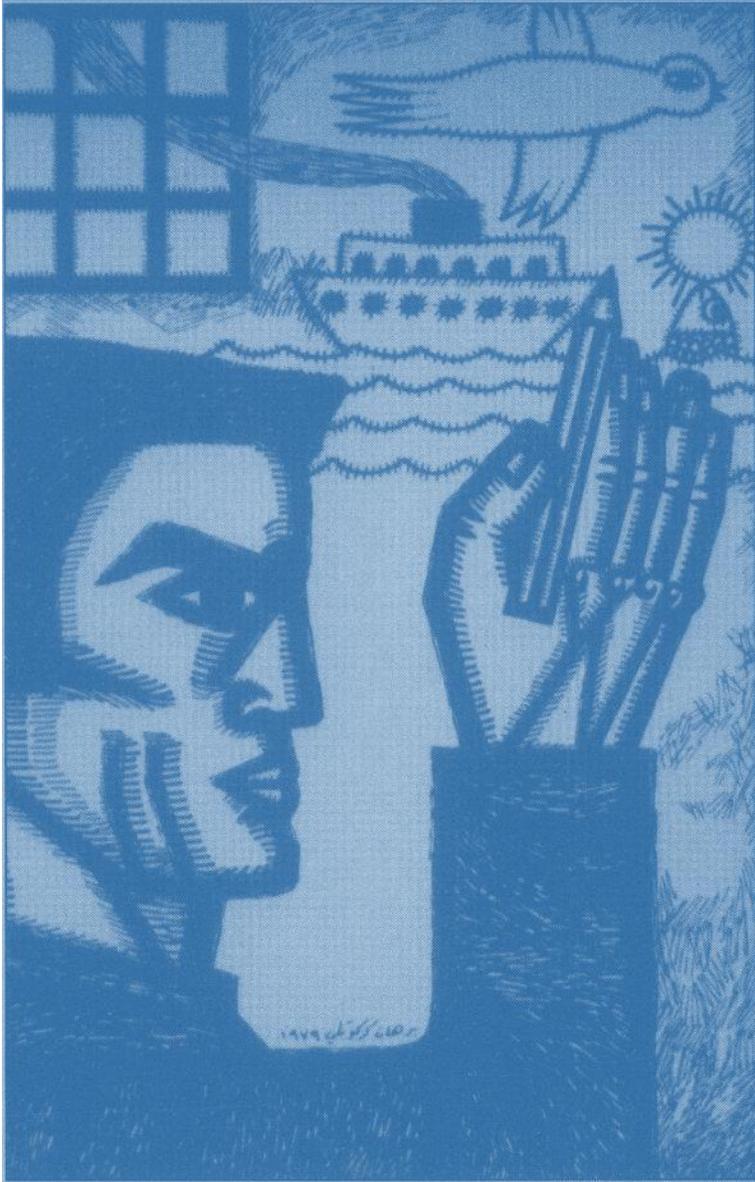
Zwei Menschen springen ins Meer

Was für die einen das unendlich lange ersehnte Glück ist, das ist für die anderen der Beginn eines langen Unglücks. Wohin sollen die Araber gehen, die auf dem Boden dieses neuen Staates Israel wohnen? Ihre Führer haben sich geweigert, einen eigenen arabischen Staat zu proklamieren. Sie beanspruchen das ganze Palästina. So werden sie zu Flüchtlingen. Einer von ihnen beschreibt, was am Tage vor der Unabhängigkeitserklärung von Tel Aviv geschehen ist. Ein palästinensischer Junge, der drei Jahre älter ist als der jüdische Junge Michael Stolowitzky von der «Exodus»:

«Der 13. Mai 1948 wird unauslöschlich in meiner Erinnerung bleiben. An jenem Tag, weniger als 24 Stunden vor der Proklamation des Staates Israel, floh meine Familie aus Jaffa, um in Gaza Zuflucht zu suchen. Wir waren umzingelt. Die zionistischen Kampfverbände kontrollierten alle nach Süden führenden Strassen, und uns blieb als Rettung nur der Seeweg. Unter einem Granatenhagel der israelischen Artillerie, die in den benachbarten Siedlungen, vor allem in Tel Aviv, in Stellung gegangen war, gingen wir an Bord eines Schiffes – meine Eltern, meine vier Geschwister und ich, sowie weitere Mitglieder meiner Familie.

Hunderttausende von Palästinensern machten sich unter oft tragischen Umständen auf den Weg ins Exil. Für mich, der ich noch nicht einmal fünfzehn war, kam die Flucht einer Apokalypse gleich. Tief erschütterte mich der Anblick der Männer, Frauen, Greise und Kinder, die sich, gebeugt unter der Last ihrer Koffer und Bündel, mühsam zu den Kais von Jaffa drängten. Ihre Klageschreie und ihr Schluchzen wurden von ohrenbetäubenden Explosionen begleitet.

Kaum hatte das Schiff die Anker gelichtet, als wir das Schreien einer Frau hörten. Sie hatte gerade festgestellt, dass eines ihrer vier Kinder nicht mit an Bord des Schiffes



«Träume eines Gefangenen», Zeichnung des Palästinensers Burhan Karkuti.

war, und verlangte, dass wir zum Hafen zurückkehrten, um das Kind zu suchen. Da wir aber unausgesetzt unter dem Beschuss der jüdischen Kanonen standen, war an eine Umkehr kaum zu denken, ohne das Leben von etwa zwei- bis dreihundert Personen zu gefährden, die auf unserem Schiff zusammengedrängt waren, unter ihnen zahlreiche Kinder.

Das Flehen dieser unglücklichen Frau blieb ohne Antwort. Unter Tränen brach sie zusammen. Einige von uns versuchten, sie zu beruhigen, indem wir ihr versicherten, ihr Kind werde sicherlich gefunden und später nach Gaza gebracht werden. Vergeblich. Ihre Verzweiflung wurde immer grösser, und selbst ihr Mann konnte sie nicht beruhigen. Plötzlich verlor sie die Nerven: Sie sprang über die Reling und stürzte sich ins Meer. Ihr Mann, der sie nicht hatte zurückhalten können sprang ihr nach. Beide konnten nicht schwimmen. Die aufgewühlten Fluten verschlangen sie vor unseren Augen. Wir waren vor Schreck wie gelähmt.»

So beginnt Salah Khalaf sein Buch «Heimat oder Tod – Der Freiheitskampf der Palästinenser», und das erste Kapitel trägt die Überschrift «Die Saat des Hasses». Dieser Mann, der damals ein Junge von vierzehn Jahren war, wurde unter dem nom d'guerre «Abu Ijad» zu einem der härtesten Kämpfer gegen die Israelis. Er hat 1959 die «Fatah» mitgegründet und wurde dann zum Chef des Nachrichtendienstes derPLO. Ein enger Mitarbeiter von Jassir Arafat.

Und heute?

Vier Jahrzehnte sind vergangen. Die meisten Verschleppten der «Exodus» sind nach der Gründung des jüdischen Staates von Deutschland aus nach Israel gegangen. Manche haben es später wieder verlassen. Enttäuscht. Auch von denen, die in Israel blieben, sind viele verbittert über die innere Entwicklung des Landes.

Mit welch grossen Hoffnungen war zum Beispiel das ungarische Mädchen Erika Gero schliesslich ins gelobte Land gekommen. Sie kam an jenem Tag im Mai 1948 in Haifa an, als die Engländer den Hafen aufgaben. Als man dort den vierzigsten Jahrestag der «Exodus» feiert, schreibt sie:

«Ich wundere mich, wie es dazu kam, dass man mich von den offiziellen Feierlichkeiten ausgeschlossen hat. Ausser einer herzlichen Begegnung mit meinen früheren Leidensgenossen, mit denen ich den drei Jahre dauernden Weg nach Israel zurücklegte – für den Weg braucht man heute im Flugzeug drei Stunden –, war ich weder zu den beiden Kundgebungen noch zu der Fernsehsendung ‚Hadran‘ eingeladen.

Ich hatte das schlechte Gefühl, dass all das, was uns dort geboten wurde, unwahr und verfälscht war. Eine Art konzentrierte Propagandaschau für den Zionismus. Sie war gespickt mit Phrasen und Superlativen und verpackt in eine bunte Unterhaltungshülle. Aber das war niemals die Geschichte meiner ‚Exodus‘. Darf man nach vierzig Jahren die gegenseitigen Reibungen vertuschen? Die Hassausbrüche, die Schlägereien um einen Becher Wasser? Um den Platz zum Füsse ausstrecken?

Aber so ist es in der Fernsehsendung geschehen, als sei es damals ein idyllisches Abenteuer zionistischer Helden gewesen, die man heute feiern müsse.

Dagegen war es richtig, die fürchterliche Brutalität der britischen Kolonialmacht anzuklagen. Zynisch hatte die Regierung Bevin ihre Augen vor den Leiden der Flücht-



Chaya Herz mit ihrem «Exodus»-Pass von 1947. Heute ist sie selbst Mutter.

linge verschlossen. Unvergessen ist unser Hass gegen die «Rotkäppchen», die Soldaten der britischen Fallschirmtruppe mit ihren roten Mützen, die damals die brutalen Strafaktionen gegen die Juden wie gegen die Araber in Palästina durchführten. Auch wenn dieser Hass in den vergangenen vierzig Jahren gemildert ist, darf man sie deshalb etwa – wie es in den offiziellen Fernsehsendungen geschehen ist – als Objekte amüsanter Erzählungen darstellen? Als hätten sie ihre Aufgaben erfüllt wie wir die unseren.

Aus meinem Gedächtnis ist nie das Gefühl verschwunden, das man als Flüchtling hat, wie wir es auf der «Exodus» hatten. Dieses Gefühl trage ich mit mir wie eine Bürde. Lange, ehe ich mich zu meinem heutigen politischen Bekenntnis als Kommunistin durchgerungen hatte, fand ich mich mit diesem Gefühl in jedem palästinensischen Kind wieder, das in einem Flüchtlingslager aufwachsen muss.

Meine Hoffnung ist, dass endlich die Resolution der Vereinten Nationen vom 29. November 1947 über die Errichtung von zwei Staaten in Palästina verwirklicht wird, einem jüdischen und einem palästinensischen. Heute, mehr als vierzig Jahre nach der «Exodus», ist diese Hoffnung die einzige Chance, auch für mich, endlich von der Bürde des Flüchtlingsdaseins befreit zu werden.»

Kapitän Yitzhak Aronowicz hat den Namen Ike Aranne angenommen. Er wohnt in einer Siedlung nördlich von Tel Aviv. Eine Zeitlang war er Schiffsmakler. Am liebsten möchte er wieder zur See fahren mit seinen 65 Jahren.

Er kann bis heute nicht verwinden, dass die Haganah-Führer damals den Kampf der «Exodus» abgebrochen haben. Er ist überzeugt, er hätte ihn gewonnen. Im Londoner Public Record Office hat er sich die Akten der britischen Marine über ihre Aktion gegen sein Schiff herausgesucht. «Cunningham hat ein Telegramm an Bevin geschickt, dass sie die «Exodus» 21 Seemeilen vor Palästina gestoppt haben. Also hat er zugegeben, dass sie unser Schiff in internationalen Gewässern angegriffen haben, dass sie Leute gemordet haben. Das ist die grosse

englische Fiktion von der Freiheit der Meere, von Demokratie.»

Und dann kommt ein zynischer Satz von ihm, den kann man wohl nur in Israel hören: «Wenn sie das getan haben, was regen sie sich dann auf über Sabra und Schatila? Sabra und Schatila, das war Krieg. Aber ‚Exodus‘, das war Frieden.» So entschuldigt er den tausendfachen Mord in den arabischen Flüchtlingslagern durch den englischen Überfall auf die «Exodus».

Der Baptist John Gräuel ist wieder nach Amerika zurückgegangen. Viele Menschen, denen er auf der «Exodus» geholfen hat, bewahrten ihm ihre Liebe. Am 6. September 1986 ist er in New York gestorben. Er wollte in Jerusalem begraben werden. So ist es geschehen.

Marty van Collem wird in einem Leichenwagen aus dem Emdener Lager nach Bergen-Belsen geschmuggelt. Zwar gibt es vor dem Lagertor keine Wachen mehr, man kann hinein und hinaus. Aber es gibt auch keine Reisepapiere. «In Bergen-Belsen hatten wir nichts zu tun. Das ist schlimm, man fängt an zu grübeln: Ist das richtig, was Du da tust? Natürlich ist es richtig. Ich hab ein paar Filme gesehen mit Heinz Rühmann und so was. Wir sassen in den Kasernen von den Deutschen.»

Von dort ging sie mit falschen Papieren nach Marseille und kam auf der «Transsylvania» nach Haifa. Danach ist ihr Leben verlaufen wie das vieler Einwanderer. Zuerst Arbeit als Küchenhilfe auf dem Lande in einem Kibbuz. Dann ging sie in die Stadt. Arbeitete in einem Büro. Heiratete. Bekam Kinder. Jetzt lebt sie in Ramat Hasharon, dem schönen Nachbarort von Tel Aviv. Jedes Jahr fährt sie nach Amsterdam zu ihrer Mutter.

Als die Familie Herz nach Israel einwanderte, war der Staat Israel schon gegründet. Lily Herz erinnert sich: «Wir waren die erste legale Einwanderergruppe.» Immer noch mit der kleinen Chaya im Kinderwagen. Drei Wochen lebten sie in einem Zelt. Sie und ihr Mann arbeiteten in Jaffa. Dann musste ihr Mann zum Militär. «Heute hab ich schon einen Enkelsohn, der Soldat ist. Hauptsache, dass es nicht wieder Krieg gibt. Das ist das einzige, wovon ich Angst habe.» Sie erzählt das kurz vor dem Beginn des Aufstandes der Palästinenser.



Heute eine glückliche Familie in Tel Aviv: Lily Herz (Mitte) mit ihrer Tochter Chaya und ihrem Mann Zvi.



Kapitän Yitzhak Aronowicz, heute Ike Aranne, mit Abraham Lifschitz, heute Avi Livni, vor dem Modell der «Exodus» im Marinemuseum in Haifa.

Die «Exodus» lag jahrelang im Hafen von Haifa. Das Symbol von Mut und Freiheit verrostete. Am 26. August 1952 brach auf dem Wrack Feuer aus. Danach wurde die «Exodus» abgetakelt, von einer Altmetallfirma ausgeschlachtet und vor Haifa versenkt. Dort liegt sie heute noch auf dem Grund des Mittelmeeres.

Merkwürdig ist: Die Regierung von Israel hat niemals den Versuch gemacht, das Wrack zu heben. Es wäre ein nationales Symbol für den Freiheitswillen der gequälten Juden. Das meint Kapitän Ike, wenn ihn manchmal die tiefe Resignation befallt: «Israel will nichts mehr von der ‚Exodus‘ wissen.»

Ein Buch voll Hass und 100 Millionen Leser

Was die Menschheit von der «Exodus» weiss, das weiss sie nicht aus der wahren Geschichte dieses historischen Schiffes, sondern aus einem Film und einem Buch. 1957 erschien beim New Yorker Verlag Doubleday and Company das Buch «Exodus» von Leon Uris. Es wurde viele Jahre lang häufiger verkauft als die Bibel. Sicher haben es mehr als hundert Millionen Menschen gelesen. Sie sind in die Kinos gelaufen, haben den Film von Otto Preminger gesehen, haben geweint und gelacht mit Paul Newman und Jill Haworth. Und sie haben den Namen «Exodus» aufgenommen.

Es nützt wenig, wenn Leon Uris in seinem Vorwort sagt, dass «es sich bei sämtlichen Gestalten um Geschöpfe des Autors und frei erfundene Romanfiguren handelt» und «dass die einzelnen Szenen grossenteils vom Autor frei erfunden wurden». Für die Leser ist dies die echte «Exodus», und Kitty und Ari sind ihre wahren Helden, nicht Gertruda Babilinska und Lily Herz.

Mit der Geschichte haben sie Hass aufgenommen. Leon Uris hat ihn in sein Buch hineingewoben, den tiefen Hass auf die Araber. Ari macht seiner Freundin Kitty den Unterschied zwischen Arabern und Juden deutlich – Seite 288: «Die Araber, erklärte er ihr, seien Fachleute darin, sich der zivilisatorischen Leistungen anderer Völker zu bedienen.» Mit genau den gleichen Worten hatten die Nazis den Deutschen erklärt, warum die Juden eine Schmarotzer-Rasse und nicht zu eigenen zivilisatorischen Leistungen fähig seien.

Für die Nazis waren die Juden ein dreckiges Volk. Für Leon Uris sind es die Araber – Seite 306: «Nazareth stank. Die Strassen lagen voller Mist. Überall wimmelte es von Fliegen. Als sie von Nazareth weiterfuhren, sagte Kitty: ‚Welch grässlicher Ort.‘

«Immerhin sind uns dort die Araber freundlich gesinnt», sagte Ari. «Sie sind Christen.»

«Das mag sein», sagte Kitty, «aber es sind Christen, die allzu lange nicht gebadet haben.»

Die Juden dagegen sind bei Leon Uris – Seite 327 – «Samsons und Deborahs, Jacobs und Sauls, Miriams und Davids. Es war das Heer Israels, und keine Macht der Welt konnte ihm Einhalt gebieten, denn in diesen Männern und Frauen war die Kraft Gottes.» Gegen sie kämpfte – Seite 422 – «der Abschaum der Menschheit: Diebe, Mörder, Strassenräuber, Rauschgiftschmuggler, Mädchenhändler». Also – Seite 462 – «eine fanatisierte arabische Meute» oder – Seite 490 – «der arabische Mob». Er war getrieben von – Seite 500 – der «Furcht vor einem militanten Zionismus, den es nie gab.»

Sollte es ihn heute geben, sind daran die Araber Schuld, denn – Seite 525 – «Vergeltung schien leider die einzige Sprache zu sein, die die Araber verstanden».

Zerstört die israelische Armee arabische Dörfer? Tötet sie deren Einwohner? Leon Uris macht es den «Exodus»-Lesern verständlich am Beispiel des Dorfes Abu Yesha – Seite 484. Es sei ein arabischer «Stützpunkt», behaupteten die Militärs, und: «Es muss verschwinden.» Ari klagt seinen Landsleuten: «Ich kenne die Leute von Abu Yesha, seit ich gehen lernte. Wir haben gemeinsam Hochzeiten gefeiert. Wir sind zusammen zu Beerdigungen gegangen. Wir haben ihnen ihre Häuser gebaut, und sie schenkten uns das Land für Gan Dafna ... Sie sind nicht unsere Feinde. Sie sind einfache Bauern, die friedlich sind und keinen anderen Wunsch haben, als in Ruhe gelassen zu werden.»

Doch die Militärs wollen, dass Abu Yesha vom Erdboden verschwindet. Und sie wollen, dass Ari selbst es verschwinden lässt, der Mann, der mit den Dorfbewohnern die Hochzeiten gefeiert und die Toten betrauert hat. Wirklich, er gehorcht: «Ich werde tun, was getan werden muss.» Dafür gibt man ihm Belohnung, er wird zum Colonel befördert.

Also gibt er seinen Soldaten den Befehl: «Macht Abu Yesha dem Erdboden gleich!» Hundert Menschen waren

in dem Dorf, «alle tot». Und Ari klagt – Seite 489: «Was wird aus den Feldern werden?»

Aus den Feldern all der zerstörten arabischen Dörfer ist israelisches Land geworden. Nicht nur in Abu Yesha. Nichts ist geblieben von der UNO-Resolution 181, dass keinem Araber das Land genommen werden darf, ausser durch Entschädigungs-Beschluss des Obersten Gerichts. Nichts vom Verbot der Diskriminierung. Nichts von der Garantie gleicher Ausbildung für die arabische Minderheit.

Solche Bücher wie «Exodus» haben Gift in Millionen Hirne getropft, unbemerkt. Aber wie haben sie doch der jüdischen Sache geschadet.

Juden raus, selbst aus dem Friedhof

In Deutschland erinnert nichts an das Schicksal der 4'500 gejagten Juden. Das ehemalige Kommandogebäude der britischen Armee vor dem Lagereingang in Pöppendorf ist wieder das schlichte Landgasthaus «Waldhusen».

Wenn die Lübecker von dort ihre Spaziergänge in den Waldhusener Forst machen, sehen sie heute nur Wald, fast unberührte Natur. Sie ahnen kaum etwas von den wellblechgedeckten «Nissen»-Hütten, in denen hier zweitausend Menschen auf ihrer Suche nach einer neuen Heimat eingesperrt waren. Sie wissen nicht, dass hier Kinder geboren und gestorben sind. Selbst wenn sie den immer verschlossenen jüdischen Friedhof an der Niendorfer Strasse im südlichen Lübecker Vorort Moisling kennen, werden sie wohl nie die kleinen Grabsteine mit den Namen «Exodus-Kind» gesehen haben. Unterernährt waren die Kinder, zu schwach zum Leben. Zu jung, um schon einen Namen getragen zu haben. Den hätten sie erst acht Tage nach der Geburt erhalten.

Auf das hölzerne Friedhofstor sind die drei Buchstaben FAP gemalt. Freiheitliche Deutsche Arbeiterpartei. Die Nazis von heute. In die Friedhofsmauer eingeritzt, steht ein Hakenkreuz. Und mit Messern eingegraben am kleinen Haus des Friedhofswächters die beiden Worte «Juden raus». Nicht einmal tote Juden werden von den neuen Nazis geduldet. Auch sie sollen «raus». Raus aus ihren Gräbern.

Dort, wo das andere Lager stand, «Am Stau», ist heute ein Sporthafen: «Marina Am Stau». Wer sein Boot oder seine Segeljacht dort liegen hat, findet am Ufer von den Baracken der Exodus-Flüchtlinge keine Bohle mehr, kein Waschgeschirr.

In der Nähe des Lagers Pöppendorf ist in den Nachkriegsjahren das Neubauviertel «Roter Hahn» hochgezogen worden. Die Strassen dort heissen Ostpreussenring

und Romintenweg und Tannenbergstrasse und Samlandstrasse. Sie sollen das Gefühl wachhalten, den schuldlosen Deutschen sei zu Unrecht und mit Gewalt etwas weggenommen worden.

Und viele Deutsche hatten damals wirklich dieses Gefühl. Diejenigen vor allem, die am Ende selbst zu Opfern der Naziverbrechen geworden waren: die in langen Zügen vom Osten her vor den überfallenen Russen flüchteten.

Jüdische Spuren in Trutzhain

Sie wurden zum Beispiel in einem kleinen hessischen Ort mit dem Namen Trutzhain angesiedelt. Da gab es ein Barackenlager, in dem waren zuerst französische Kriegsgefangene eingesperrt. Später hatten sich hier gefangene Russen zu Tode gehungert. Nach der Befreiung kamen in die Baracken Juden, von denen die meisten später nach Palästina auswanderten, manche mit der «Exodus».

Wie sich das in der Erinnerung des Ortes spiegelt, hat der Schriftsteller Martin Grzimek in einem bemerkenswerten Buch «Trutzhain» aufgezeichnet: Eine Frau schilderte ihm, dass nach dem Kriege zuerst Nazis in den Baracken interniert worden seien. «Danach wurden in die Baracken Ostjuden eingewiesen, von denen es hiess, sie warteten auf die Ausreise nach Palästina. Ein Jahr waren sie hiergeblieben, aber niemand weiss, wo sie hingekommen sind.' ... Auf der Landstrasse zwischen Ziegenhain und Neukirchen sei damals der Schwarzmarkt des Kreises gewesen. Dort sollen die Juden die Schalter und die Kabel, die Türklinken und die Wasserrohre, die Fenster und einfach alles, was zu demontieren war, verkauft haben. Ausserdem, so sagte sie, hätten sich wahrscheinlich auch noch die Leute aus den Nachbardörfern im Lager geholt, was zu holen war. Aber das sei damals eben so gewesen ... Am Eingang des Dorfes, gegenüber der jetzigen Bäckerei, habe damals noch ein Stein von den Juden gestanden, eine Art Denkmal, das den abgebrochenen Ast einer Eiche darstellte, aus dem ein neuer Zweig herauswuchs. Auf dem Stein habe auch etwas gestanden, aber keiner der Flüchtlinge habe das natürlich lesen können. Auch innen hätten die Juden zum Teil die Baracken ausgemalt, und ob ich wisse, wie das ausgesehen habe ... Sie stieg auf eine Trittleiter und hob eine Deckenplatte ab, klappte sie nach aussen um und sagte, von hier oben seien die Malereien noch gut zu erkennen. Als ich an ihrer Stelle stand und über die Zwischendecke hinweg in den leeren, bis zum Giebel nur ein bis zwei

Meter hohen Raum des Dachbodens blickte, entdeckte ich die mit blauer Farbe aufgemalten Streifen, die das Dach in längliche Rechtecke unterteilten. In deren Mitte befand sich jeweils ein Davidstern, ebenfalls blau und immer noch leuchtend und einprägsam. Die Ornamente und Sterne auf weissem, gekalktem Grund waren seit funfunddreissig Jahren unverändert und unbeschädigt: die Zeichen der Juden, einst Zeichen ihrer Diskriminierung. Die Innendächer vieler Baracken, sagte die Frau, als wir ins Wohnzimmer zurückkehrten, seien mit solchen Sternen verziert gewesen, auch auf den Aussenwänden hätten Schriftzeichen gestanden, die seien natürlich alle bald überstrichen worden ... Ich überlegte, dass ich die Rechtecke und Sterne an der Decke auch schon damals hätte gesehen haben müssen, als ich noch als Kind in dem hinter dem Wohnzimmer befindlichen Zwischenraum mit den anderen Kindern gespielt hatte. Ich musste diesen Zeichen und Zeichnungen ganz nah gewesen sein, wenn ich mich auf den Zwischendecken versteckte und bis in den äussersten Winkel der Dachneigung gekrochen war, so dass ich mit dem Rücken die Decke berührte und mir den Pullover weiss machte. Aber wahrscheinlich ist es gerade diese Nähe gewesen, die verhindert hatte, die mir unbekanntes Symbole wahrzunehmen.»

Oder hatten damals Eltern, Lehrer, Nachbarn den Kindern den Blick für die einfachsten Wahrnehmungen verstellt? Denn Martin Grzimek zitiert in seinem Buch auch die «Schulchronik» des Dorflehrers H. über das Lager Trutzhain: «Die Lagerstrasse war breit und geteert und zu beiden Seiten mit Rotdornbäumen bestanden, wie überhaupt das ganze Kriegsgefangenenlager einem einzigen Schmuckkästchen glich, denn die jeweiligen Lagerkommandanten legten grössten Wert auf die Bepflanzung der Grünanlagen ... Im Herbst 46 nahm das Stalag die Zwangsverschleppten (DPs), durchwegs Juden aus den polnischen und sonstigen Ostgebieten auf. Ungefähr ein Jahr hausten die Juden in diesem Lager und verliessen es am 5.11.1947 in einem unbeschreiblichen Zustand.»

Solche Lehrer gab es damals viele in unserem Land. Sie haben viel Schaden angerichtet. Es hat Jahrzehnte

gedauert, ehe die Schamlosigkeit solcher Geschichtsfälschung von den tüchtigen deutschen Menschen und den hausenden Juden mit ihrem unbeschreiblichen Zustand der Scham wich. Der Scham über solche Lehrer, solche Politiker.

Weil sie es nicht glauben konnten, dass viele aus der Generation der Eltern und der Grosseltern so wenig Menschlichkeit gehabt hatten, gingen nun viele der Jüngeren den Spuren von damals nach. Auch Martin Grzimek, der Schriftsteller, der in Trutzhain geboren und in seiner Kindheit solch einem Lehrer ausgeliefert war. Er fand zum Beispiel in einer der alten Baracken eine Synagoge: «Die jüdischen «Durchgänger» hatten diesen Barackenteil zum einen als ihre Synagoge, zum anderen aber auch als Kino benutzt. Wände und Decken waren ausgemalt. Zwischen den Fenstern waren dorische Säulen angedeutet, die freien Wandteile rostrot getüncht, aufgelockert von tropfenförmigen Flecken aus Silberfarbe. Die Decke war in grosse blaue Vierecke unterteilt, und in der Mitte des Daches breitete sich ein grosser Davidstern aus ... Ich sah Gesetzestafeln mit hebräischen Schriftzeichen und auf grünen Grund gemalte blau und rot umrandete Blattmuster. Die Wände des aus Brettern bestehenden Flurs hatten eine Art mit Schablone aufgemalter Tapete, hellgrünes Geäder, das aus der Entfernung gesehen eine dichte und zugleich transparente Fläche bildete. Als ich die Baracke verliess, konnte ich den Gedanken nicht loswerden, wie verwunderlich es doch war, dass diese «jüdischen Durchgänger» ein ehemaliges Kriegsgefangenenlager, von dem sie wussten, dass sie nur eine ganz begrenzte Zeit darin verbringen würden, so eigensinnig und intensiv nach ihren Bedürfnissen gestaltet hatten, dass man über den Malereien in den Baracken ganz vergessen konnte, wo man sich befand. Und ich musste auch daran denken, wie oft ich in all diesen Räumen als Kind und Jugendlicher ein- und ausgegangen war, selbstverständlich die Bemalungen wahrnehmend, ohne jemals eine Frage danach gestellt zu haben, von wem sie stammten und was sie bedeuteten.»

Ist es noch das gelobte Land?

Es hatte die Heimat von Juden und von Palästinensern werden sollen. Doch die neuen Siedler wurden zu neuen Herren. Der Verfolgung entkommen, begannen sie selbst zu verfolgen. Und den Terror, mit dem sie gegen die britischen Kolonialherren gekämpft hatten, setzten sie nun sogar gegen diejenigen, die zwischen Juden und Arabern vermitteln wollten.

Am 17. September 1948 fuhr der schwedische Graf Folke Bernadotte durch Jerusalem. Erarbeitete als Beauftragter der Vereinten Nationen an einem Teilungsplan, der einigen nationalistischen Gruppen araberfreundlich schien. Es gab gegen ihn Morddrohungen.

In einer engen Strasse der Altstadt stellte sich plötzlich ein Jeep quer vor die Kolonne der drei UNO-Autos. Drei Männer sprangen heraus, einer lief zum letzten Wagen und schoss. Ein französischer UNO-Beamter wurde verletzt, Bernadotte war sofort tot.

Damals bestritten die jüdischen Führer, die «Stern»-Gruppe habe das Attentat verübt. Das war ein Terroristentrupp unter der Leitung von Avraham Stern, der Sprengstoffanschläge auf englische Militäreinrichtungen durchgeführt hatte. 1942 war Stern dabei erschossen worden. Danach wurde die Gruppe geführt von Jizhak Shamir, der heute israelischer Ministerpräsident ist. Vierzig Jahre später hat Jehoschua Zetler, einer der Attentäter, den Mordanschlag zugegeben. Er selbst habe von einem Personenwagen aus das Attentat gelenkt. Seine Komplizen hätten sich mit dem Jeep Bernadotte in den Weg gestellt.

Und Shamir, der Ministerpräsident? Er liess erklären, er «befasse sich mit Themen der Gegenwart und Zukunft und nicht mit der fernen Vergangenheit».

Für ein Volk, das von fernher kommt und seine Wurzeln in den tiefsten Schichten der Geschichte weiss, war das eine schwache Antwort. Erinnerung heisst das Ge-



Marty van Coltern 1947 in Bergen-Belsen, bevor sie mit gefälschten Papieren als «Pola Amatenstajn» zum zweitenmal auf die Reise nach Palästina ging.



*Marty van Collem, die jetzt Marty Dotan heisst, vierzig Jahre später in Tel Aviv.
Sie hat gerade ihren alten, gefälschten Ausweis wiedergefunden.*

heimnis der Erlösung, und es wäre die richtige Zeit gewesen, sich von all dem Bösen zu lösen, was den Aufbau dieses neuen Staates entstellt hat.

Am 9. Dezember 1987 begann der Volksaufstand der Palästinenser, die «Intifada». Sie schossen nicht, aber sie warfen Steine, zündeten Autoreifen an, gingen in den Generalstreik. Die Regierung Israels wurde immer brutaler in ihrer Unterdrückung. Nach neun Monaten Unruhe waren 5 Israelis und 260 Palästinenser erschossen. Eine verirrt israelische Gewehrkuugel hatte am 6. April 1988, im Dorf Beita, das fünfzehnjährige jüdische Mädchen Tirza Porat getroffen. Doch die israelische Armee gab den Arabern die Schuld, sprengte die Häuser von Beita. Und immer deutlicher wurde vor der Öffentlichkeit der Welt, wie sich das Unrecht im Lande Israel ausbreitete.

Immer deutlicher wird es auch für die Israelis selbst. Eine Gruppe von ihnen ging nach Beita und begann, die zerstörten Häuser der Araber wiederaufzubauen. Im

Land bildet sich eine Friedensbewegung «Peace Now!» – Frieden jetzt. Sie wird immer stärker. In Tel Aviv, einer Stadt mit 400'000 Einwohnern, gehen 150'000 auf die Strasse, um gegen die eigene Regierung zu demonstrieren. Und werden mit Polizei und Tränengas bekämpft, die Enkel der mutigen Menschen von der «Exodus». Sollte Israel nicht eine Freistatt für Verfolgte aller Länder werden? Sollte hier nicht die tiefe Menschlichkeit der jüdischen Religion verwirklicht werden? Schien es den illegalen Einwanderern nicht undenkbar, dass ihr Staat einmal Regierungen des Rassenhasses wie die Südafrikas unterstützen würde? Dass ihre Militärs den Massenmord an tausend Menschen in den Flüchtlingslagern Sabra und Schatila decken würden? Dass sie einmal in einem Fernsehfilm sehen würden, wie israelische Soldaten arabischen Kindern mit Stöcken die Knochen zerschlagen?

Doch je schlimmer die Grausamkeiten werden, umso mehr empören sich die Israelis selbst über diesen Verlust von Humanität in ihrem Lande. Vernunft und Friedenssehnsucht werden stärker. Während dieses Buch gedruckt wird, Ende 1988, scheint die Lösung des Palästina-Konflikt in eine überschaubare Nähe gekommen zu sein: Die Gründung eines palästinensischen Staates neben dem Staat Israel. Was der arabische König Feisal vor siebzig Jahren über die Zukunft der Araber und der Juden erklärt hatte, wird in diesem Jahrzehnt vielleicht Realität: «Wir arbeiten zusammen für einen neugestalteten und wiederauflebenden Orient. Ich glaube sogar, dass jeder von uns das andere Volk zum wirklichen Erfolg braucht.»

Der prophetische israelische Politiker Uri Avneri sagt das friedliche Nebeneinander eines jüdischen und eines palästinensischen Staates für die Zeit der nächsten zwei Jahre voraus: «Dann wird unsere Geschichte überhaupt erst beginnen. Dann erst können wir verwirklichen, wovon wir damals geträumt haben.» Mit damals meint er die Zeit der «Exodus».

Die zweite «Exodus»

Vierzig Jahre waren vergangen, da ging Erika Gero auf eine neue Fahrt. Seit Langem hatte sie einen neuen Namen. Sie hiess jetzt Miriam Algazi-Galili. Mit 130 Menschen zusammen wollte sie mit dem arabischen Schiff «Al-Awdah» von Griechenland aus nach Haifa fahren. Es sollte die zweite «Exodus» werden. Nun waren es die vertriebenen Palästinenser, die heimkehren wollten in ihre Heimat.

Vertrieben von den Behörden Israels, wollten sie die Juden an ihre eigene Geschichte erinnern, und aus Solidarität fuhren Juden mit an Bord dieses arabischen Schiffes. Von Piräus aus sollte das Schiff zuerst nach Zypern gehen. Von dort, wohin die Engländer damals die jüdischen Emigranten deportiert hatten, wollten die Araber nach Haifa fahren. Sie wollten genau dem Kurs der ersten «Exodus» folgen.

Die Regierung Israels verhielt sich wie vierzig Jahre zuvor die Regierung Englands. Wie die Briten von den Franzosen gefordert hatten, das Auslaufen der «Exodus» zu verhindern, so verlangten die Israelis nun das gleiche von den Griechen. Die «Al-Awdah» sollte an die Kette gelegt werden. Aber wie die Franzosen sich 1947 weigerten, so weigerten sich 1987 die Griechen.

Und wie die Engländer mit ihren Zerstörern die «Exodus» aufgebracht hatten, so erklärte jetzt Israels Verteidigungsminister Rabin, er werde die «Al-Awdah» mit der Gewalt der Waffen am Einlaufen nach Israel hindern.

Und es gab doch einen grossen Unterschied: die Juden waren nicht so gehorsam wie die englischen Soldaten. Die israelische Friedensbewegung erklärte den Palästinensern ihre Unterstützung. Zwei Abgeordnete des Parlaments, der Knesset, wollten mitfahren. Leitende Mitglieder der Arbeiterpartei MAPAM. Ein Mitglied der Reservistengruppe «Yesch-Gwul» – zu Deutsch: Es gibt Grenzen! Und, als einzige ehemalige «Exodus»-Passagie-

rin, auch Miriam Galili. Sie erklärte trotzig: «Als Tochter eines Volkes, das lange Jahre Flüchtlingsdasein erlebte und die Leidensfahrt der «Exodus» durchmachen musste, fühle ich es als meine Gewissenspflicht, meine Solidarität auszudrücken mit den Leiden meiner Mitmenschen und mit den Leiden des Palästinavolkes. Ich solidarisiere mich mit denen, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden und die mit vollem Recht die Rückkehr in ihre Heimat und zu ihren Familien fordern.»

Aber das Schiff gelangte nicht nach Israel. Der griechische Reeder hatte Angst vor den Drohungen der israelischen Regierung. Er gab sein Schiff nicht her. Die Palästinensische Befreiungsfront PLO kaufte ein altes Fährschiff, die «Sol Phryne». Es konnte nicht von Piräus aus fahren, sondern von Limassol auf Zypern. Am 14. Februar 1988 wurden die drei Palästinenser, die das Schiff gekauft hatten, mit einer Autobombe ermordet. Am Abend des 15. Februar 1988 detonierte aussen am Rumpf des Schiffes eine starke Sprengladung. Sie riss unterhalb der Wasserlinie die Schiffswand auf. Einer der Treibstofftanks wurde zerstört. Die PLO erklärte: Es waren Froschmänner der israelischen Marine. Das Schiff war nicht mehr manövrierfähig.

Auch darin waren die Israelis dem Vorbild ihrer ehemaligen Feinde gefolgt: Ungefähr ein Dutzend jüdischer Einwandererschiffe mit Überlebenden der Konzentrationslager war 1947 von Agenten des englischen Geheimdienstes MI6 mit Bomben hochgejagt worden. «Die dunkelste Seite in der Nachkriegsgeschichte des britischen Geheimdienstes», hatte ein ehemaliger englischer Offizier von MI6 diese Terroraktionen genannt. Sie wurden auf direkte Anordnung des englischen Aussenministers Ernest Bevin ausgeführt und kamen im Juli 1988 ans Licht.

Sir Stewart Menzies, der Chef von MI6, hatte dem römischen Agenten des Geheimdienstes, Graf Frederick van den Heuvel, den Befehl zur Störung der jüdischen Einwanderungsflotte gegeben. 1947 waren schon fast 85'000 Juden von der «Bricha» heimlich nach Palästina eingeschleust worden. Ein bestochener griechischer Reeder gab den englischen Spionen Nachrichten über

jüdische Schiffe und Fahrtrouten. Eine Dreiergruppe, bestehend aus den Offizieren Harold Perkins, David Smiley und Derek Verschoyle, tarnte sich als Zigarettenschmuggler. Mit schnellen kleinen Booten fuhren sie in den italienischen und jugoslawischen Häfen der Adria umher und brachten an den jüdischen Schiffen magnetische Haftminen an. Der konservative Unterhaus-Abgeordnete Rupert Allason machte unter dem Pseudonym Nigel West in seinem Buch «The Friends» diese Terroraktionen des MI6 bekannt. Und obwohl die Engländer den Befehl bekommen hatten, das Leben der jüdischen Flüchtlinge nicht aufs Spiel zu setzen, sollen ein oder mehrere Schiffe mit Flüchtlingen dabei versenkt worden sein.

Eine Gerechte unter den Völkern

Nach Palästina eingewandert ist auch Gertruda Babilinska mit ihrem Micky. Am 21. März 1948 kamen die beiden am Kai von Haifa an. Michael Stolowitzky war zwölf Jahre alt geworden. Gertruda erinnert sich: «Wir sind als erste vom Schiff runtergegangen. Gerade am Frühlingsanfang. Ich bin arbeiten gegangen als Dienstmädchen. Der Micky hatte hier Verwandte. Die haben sich leider nicht für ihn interessiert. Na, ich hab ihn grossgezogen. Ein Fach hat er gelernt, Touristik. Dann ist er nach Miami gegangen, und dort ist er geblieben. Ich bin hier geblieben. Jedes Jahr einmal kommt er mich besuchen. So ist es, wenn Kinder erwachsen sind, entweder sie bleiben oder sie fliegen. Das ist das Los aller Eltern. Es gibt Tage, wo es mir sehr schwer wird.»

Man hat sie geehrt in Israel. Medaillen hat sie bekommen. In der «Allee der Gerechten» in Jerusalem hat sie einen Baum pflanzen dürfen. Sie ist eine «Gerechte unter den Völkern», weil sie ein jüdisches Kind gerettet hat.

Seit vier Jahren ist sie im Gertrud-Luckner-Heim in Nahariya, ganz im Norden. Sie ist sehr allein. «Eine katholische Kirche gibt es nicht in Nahariya. Nur in Haifa, das ist mir zu weit. Man gewöhnt sich allmählich daran. Der Blick aufs Meer ist gut, wenn man es einmal sieht. Aber nicht von morgens bis abends. Das ist sehr schwer.»



Gertruda Babilinska, mit einer Medaille geehrt als eine «Gerechte unter den Völkern» von der Gedenkstätte Yad Vashem: «Wer ein Menschenleben rettet, rettet das ganze Universum.»



Heute ist sie sehr allein, die 86jährige Gertruda Babilinska. Sie lebt im deutschen «Gertrud-Luckner-Haus» in Nahariya.

Personen- und Schiffsregister

- Allason, Rupert (West, Nigel) 161
Anielewicz, Mordechai 60
Arafat, Jassir 140
Aronowicz, Yitzhak (auch Aranne, Ike) 37, 41 ff., 51, 53 ff, 60 f., 63, 66 f., 69 f., 71, 73, 143, 145 f.
Attlee, Clement 116
Babilinska, Gertruda 7 ff, 43, 56 f., 75, 80, 97, 147, 162 f.
Balfour, Arthur James 15 f, 26
Baumstein, Mordechai 73
Begin, Menachem 127
Benesch, Eduard 132
Bernadotte, Folke 155
Bernstein, Bill 61, 70, 73
Bevin, Ernest 53, 104, 113, 116, 119, 141, 143, 160
Biermann, John 24
Blumenfeld, Aviva 20
Bodgam, Mandel 122
Cholawski, Shalom 104
Cohen, Josua 65
Collem, Marty van (Dotan, Marty und Amatenstajn, Pola) 45, 49, 56, 62 f., 65, 70, 75, 83, 89, 92, 94, 100, 105, 107, 116, 135, 144, 156 f.
Cooper, Gary 116
Cunningham, Alan 30, 143
Czerniaków, Adam 130
Dalop, Sam 124
Derogy, Jacques 122
De Vecchi, ital. General-gouverneur 21
Dietrich, Marlene 116
Dori, Yakov 37
Dreyfuss, Julius 124
Fabian 124
Feisal 14
Frank, Anne 44 f., 49
Frank, Margot 45, 49
Frankfurter, Felix 14
Fried, Erich 90
Garbo, Greta 116
Gens, Jacob 11
Gero, Erika (Algazi-Galili, Miriam) 68, 86, 141, 159 f.
Göring, Hermann 116
Goldmann, Nahum 132
Goldstein, Harry 124
Gräuel, John 37, 41, 46, 56, 63, 144
Gray, Major 116 f.
Gregson, Colonel 97
Grienbaum, Avram 117
Gromyko, Andrej 14, 86, 132
Gruszka, Benjamin («Bolek») 57, 116 ff, 120, 122, 124 ff, 129, 135, 137

- Grzimek, Martin 152 ff.
 Guiora 122
- Hamburger, Yossi 41 f.,
 63, 71, 73
- Haworth, Jill 147
- Herz, Chaya 78, 80, 83, 99
 f., 142, 144 f.
- Herz, Lily 78, 80, 83 f., 92,
 99, 144 f., 147
- Herz, Zvi 78, 80, 83, 144 f.
- Heuvel, Frederick van den
 160
- Hitler, Adolf 45
- Jabotinsky, Wladimir 127
- Jacobowicz, Zwi 71 f.
- Jakouboczy, Jozef 17
- Jäger, SS-Standartenführer
 11
- Jannis, griech. Heizer 21
- Karkutli, Burhan 139
- Katz, Karl 124
- Keitel, Wilhelm 26
- Khalaf, Salah (Ijad, Abu)
 140
- Koestler, Arthur 16
- Kreuzer «Ajax» 21, 60, 71
- Krzacek 131
- Laub, Rega 124
- Lazarus 90
- Leboutet, Laurent 51 ff.
- Leiserowitsch, Meir 123 f.
- Lejkin, Jakub 130
- Levin, Kurt 124
- Lifschitz, Abraham (Livni,
 Avi) 63, 65, 69, 145
- Luckner, Gertrud 162 f.
- Markejewitsch, Igor 20 f.
- Markejewitsch, Ludmilla
 21
- Menzies, Stewart 160
- Meyerson, Goldie (Meir,
 Golda) 115
- Montgomery, Bernard
 Law 113, 116
- MS «Al-Awdah» 159
- MS «Batory» 34
- MS «Ben Hecht» 34
- MS «Biryah» 28
- MS «Dalin» 28
- MS «Eleni» 22
- MS «Empire Rival» 33,
 82, 84, 86, 88, 95, 107,
 109, 116, 122
- MS «Empire Weywood»
 33
- MS «Enzo Sereni» 28
- MS «Exodus» 8, 13, 52, 55
 f., 58 ff, 68 ff, 80 f., 84,
 91, 107, 109, 119, 123,
 125, 132, 135, 141, 143
 ff, 158 ff.
- MS «Haim Arlosoroff» 34
- MS «Hatikwa» 34, 60
- MS «Henrietta Szold» 33
- MS «Israel» 60
- MS «Latrun» 34
- MS «Max Nordau» 28
- MS «Ocean Vigour» 75,
 82 f., 88, 93, 95, 97,
 100, 105, 109, 116, 125
- MS «Pan Crescent» 34
- MS «Pentcho» 17, 20 f., 24,
 62
- MS «President Warfield»
 13, 34, 36 ff, 40 ff, 46, 51
 ff, 56, 60

- MS «Runnymede Park»
82, 87, 95, 109, 116
MS «Sol Phryne» 160
MS «Stern von Zion» 60
MS «Struma» 24 f.
MS «Theodor Herzl» 34
MS «Transsylvania» 144
MS «Unalga» 34
MS «Wedgwood» 28
MS «Yagur» 33
- Newman, Paul 147
- Olevsky, Rafael 102
- Peri, Micha 41, 88, 108
Perkins, Harold 161
Pickenham, Lord 119 f.
Pigeonneau, Jacques 117
Pinkiart, Mordechai 128,
130
Porat, Tirza 157
Porohylis, Isidore 58
Preminger, Otto 147
Propes, Aron 127
- Rosensaft, Jossel 104,
122, 124
Rosental, Dawid 102
Rosmann, Mordechai 58,
82, 109, 118, 120, 126
Rothschild, Lionel Walter
15
Rühmann, Heinz 144
- Sannek, Moishe 124
Schalk, Zoltan 17, 20
Schind, Danny 37
Schwartz, Meir 97, 105,
116
Sereni, Ada 41
- Shamir, Jizhak 155
Siebecke, Horst 53
Sima 63
Smilye, David 161
Stalin, Josef 132
Stern, Avraham 155
Stoliar, David 24
Stolowitzka, Lydia 8
Stolowitzky, Jacob 8
Stolowitzky, Michael
7ff., 56 f., 97, 138, 162
- Trepman, Paul 102
Truman, Harry S. 100
Uris, Leon 147 f.
Verschoyle, Derek 161
- Warfield, Solomon
Davies 36
Weiss, André 54
Willis, Algernon 62
Wollheim, Norbert 122,
124
- Yakhin, Halm 122
- Zetler, Jehoschua 155
Zerstörer «Achilles» 21
Zerstörer «Charity» 60
Zerstörer «Chequers» 60
Zerstörer «Cheviot» 60
Zerstörer «Chieftain» 60
Zerstörer «Childers» 60,
68
Zerstörer «Newcastle» 21

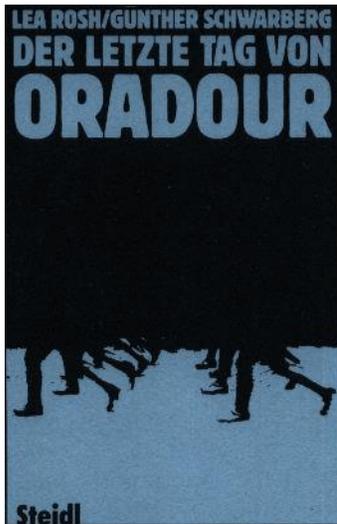
Anmerkung

* (Seite 116) Vidkun Quisling, norwegischer Offizier und Antikommunist, Gründer der faschistischen «Nasjonal Sämling», wurde nach der Besetzung Norwegens von den Nazis zum Ministerpräsidenten ernannt. Allgemein verachtet, wurde sein Name zum Begriff des Kollaborateurs. Nach der Befreiung Norwegens wurde er zum Tode verurteilt und am 24. Oktober 1945 in Oslo hingerichtet.

Literatur

- Benjamin Beit-Hallahmi, Schmutzige Allianzen, Kindler-Verlag München, 1988.
- John Biermann, Odyssey, Simon and Schuster, New York 1984.
- Shalom Cholawski, Soldiers from the Ghetto, A. S. Barnes & Company, Inc. San Diego, 1980.
- Adam Czerniaków, Das Tagebuch des Adam Czerniaków, Verlag C. H. Beck, München 1986.
- Jacques Derogy, La Loi du Retour, Librairie Arthème Fayard, Paris, 1969.
- Steve Eytan, Das Auge Davids, Verlag Fritz Molden 1971.
- Erich Fried, Mitunter sogar Lachen, Verlag Klaus Wagenbach 1986.
- Martin Gilbert, Endlösung – Die Vertreibung und Vernichtung der Juden. Ein Atlas, rororo aktuell Nr. 5031, Reinbek 1982.
- Martin Grzimek, Trutzhain, Fischer Taschenbuch 1986.
- Joseph M. Hochstein, The Jews Secret Fleet, Gefen Publishing House, Jerusalem, 1987.
- Abu Jad, Heimat oder Tod, Econ-Verlag Düsseldorf und Wien, 1979.

Teddy Kollek und Moshe Pearlman, Jerusalem, Stein-
matzky Ltd. Jerusalem, Tel Aviv und Haifa, 1983.
Hans Lebrecht, Die Palästinenser, Verlag Marxistische
Blätter, Frankfurt am Main, 1982.
Erwin Lichtenstein, Bericht an meine Familie, Luchter-
hand Verlag, Darmstadt und Neuwied, 1985.
Rafael Olevski, Dawid Rosental, Paul Trepman: Unsere
Verwüstungen in Bildern, Verlag Unzer Sztyne,
Bergen-Belsen 1946.
Ari Rath und Erwin Frenkel, Front Page Israel,
The Jerusalem Post, Jerusalem, 1986.
Horst Siebecke, Operation Oase, Paul List Verlag,
München, 1984.
Georg Stein, Die Palästinenser, Pahl-Rugenstein, Köln
1988.
Leon Uris, Exodus, Wilhelm Heine Verlag München,
1986.
Wilhelm Wengler und Josef Tittel, Documents on the
Arab-Israel Conflict, Berlin-Verlag 1971, 1979.



Lea Rosh und
Günter Schwarberg
**Der letzte Tag
von Oradour**
(Originalausgabe)
144 Seiten, **DM 7,80**

Mitten in Frankreich findet man ein kleines Dorf mit Kirche und drei Schulen, vier Bäckereien und einem Hotel namens «Milord», mit einer Schmiede und dem «Café Compain». Aber niemand wohnt dort, die Leute liegen alle auf dem Friedhof. Ihre Grabsteine tragen Fotos und das Sterbedatum 10. Juni 1944. Die abgebrannten Häuser des Dorfes sind so erhalten geblieben, wie sie an diesem 10. Juni 1944 nachmittags um sechs von der SS-Division

«Das Reich» hinterlassen wurden. Ein einziger Täter büsst für dieses Verbrechen: Der SS-Obersturmführer Heinz Barth ist lebenslanger Gefangener in einer Strafanstalt der DDR. In der Bundesrepublik ist keiner der Mörder von Oradour vor Gericht gestellt worden. Auch der verantwortliche SS-General Heinz Lammerding nicht.

Am Ort der Tat fanden die Autoren einen Mann, der sich unter diesem Leichenhaufen hervorgewählt hatte, schwer verletzt. Er berichtet: Das hier war mein Haus, hier ist das verrostete Gestell meines Bettes, der Eisenklumpen dort ist die Nähmaschine meiner Mutter. Sie fanden eine alte Bäuerin aus der Umgebung, die am 10. Juni ihre kleine Tochter zur Schule geschickt hatte. Seit 44 Jahren geht sie jede Woche zur Grabstelle, um zu weinen. Sie fanden eine Jüdin, die sich unter einer Gartentreppe versteckt hatte und dann im brennenden Oradour von SS-Leuten gefunden, aber nicht getötet, sondern nach draussen weggeschickt wurde.

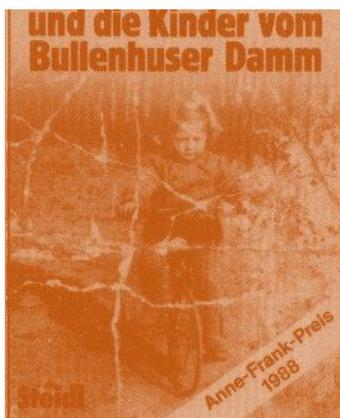
Und die Autoren fanden SS-Offiziere von damals, die heute behaupten: Das alles ist eine kommunistische Legende. Wir haben nur dem Kriegsrecht gehorcht, und der Brand in der Kirche ist von Partisanen gelegt worden.

Heinz Barth, dies ist das Besondere, blieb nach dem Krieg in der DDR und wurde dort Abteilungsleiter in einer Konsumgenossenschaft. Erstmals erhielten bundesdeutsche Journalisten eine Besucherlaubnis, um einen NS-Verbrecher in einem DDR-Gefängnis zu interviewen. Das Buch schildert detailliert Motive und Psyche dieses SS-Manes.

Bitte fordern Sie unser kostenloses Gesamtverzeichnis an!
Steidl Verlag • Düstere Strasse 4 • 3400 Göttingen

GÜNTHER SCHWARBERG

DER SS-ARZT



Günther Schwarberg:
**Der SS-Arzt
und die Kinder**

(Originalausgabe)
176 Seiten, **DM 9,80**

In Frankfurt lebt ein Mann, dem man ungestraft nachsagen darf, er sei für den «Kindermord am Bullenhuser Damm» verantwortlich: der ehemalige SS-Obersturmführer Arnold Strippel. Obwohl das Oberlandesgericht Frankfurt in einem Zivilprozess diese Bezeichnung als zutreffend anerkannt hat, verschonte ihn das Landgericht Hamburg vor einer Bestrafung als Kindermörder – wegen vorgegeblicher Verhandlungsunfähigkeit.

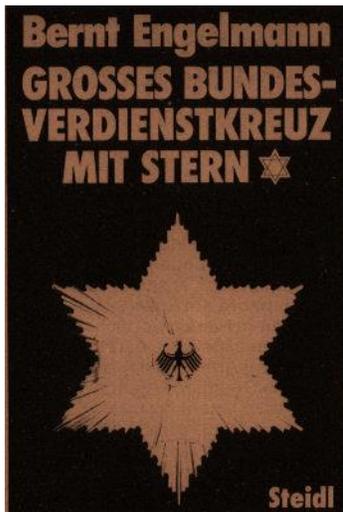
Der SS-Führer Strippel befahl in der Nacht vom 20. zum 21. April 1945 ein Mordkommando, das im Keller der Hamburger Volksschule am Bullenhuser Damm 20 Kinder aufhängte. Die jüngsten waren fünf Jahre alt, die ältesten zwölf. Ausserdem wurden von den SS-Henkern 28 erwachsene KZ-Gefangene ermordet. An den Kindern hatten die SS-Ärzte zuvor sogenannte medizinische Versuche durchgeführt, hatten ihnen etwa Tuberkulose-Bazillen eingespritzt und die Lymphdrüsen herausoperiert.

In der Nachkriegszeit geriet der Kindermord vom Bullenhuser Damm dann völlig in Vergessenheit. Die Hamburger Behörden forschten nicht nach den Angehörigen, die Schule wurde wieder Schule, die Täter nicht bestraft.

Der Hamburger Journalist Günther Schwarberg fand die verwischten Spuren, suchte die überlebenden Eltern und Geschwister, rekonstruierte die Tat. Schwarberg, der kurz vor Kriegsende noch als Luftwaffenhelfer und Marinesoldat zur faschistischen Wehrmacht gezogen wurde, hat fast sein gesamtes berufliches Leben der Auseinandersetzung mit der Nazizeit und ihren Verbrechen gewidmet. 24 Jahre lang war er Reporter des «Stern» und hat in dieser Eigenschaft immer wieder über grosse Nazi-Prozesse (Majdanek-Prozess) und vergessene beziehungsweise verdrängte historische Ereignisse (Bombardierung und Versenkung der «Cap Arcona» und «Athen») berichtet.

Bitte fordern Sie unser kostenloses Gesamtverzeichnis an!

Steidl Verlag • Düstere Strasse 4 • 3400 Göttingen



Bernt Engelmann

Grosses Bundesverdienstkreuz mit Stern

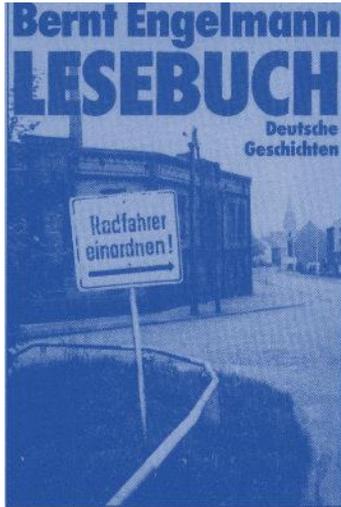
(Taschenbuch-Originalausgabe)
224 Seiten,
DM 14,80

Bernt Engelmanns Polit-Thriller «Grosses Bundesverdienstkreuz mit Stern» ist ein brisantes Kapitel bundesdeutscher Politik und Sittengeschichte, dabei ebenso spannend wie aktuell. Judenverfolgung und Massenmord brachten eini-

gen skrupellosen Geschäftemachern Millionenprofite. Bernt Engelmann fand neue Beweise für die Langzeitwirkung der Leichenfledderei von damals auf die konservative «Wende»-Politik von heute. Die Spur von Auschwitz führt über Rheinland-Pfalz direkt in die Machtzentralen der Bundesrepublik. Der Sklaventreiber von einst, Konsul Dr. Fritz Ries, war der politische Ziehvater von Helmut Kohl, und Kohl zeichnete den «Arisierungskönig» mit dem Grossen Bundesverdienstkreuz, dann auch noch mit dem Stern dazu, aus. Doch Helmut Kohl ist nicht der einzige Spitzenpolitiker aus dem engeren Kreis des grossen Beutemachers von Trzebinia, Lodz und Auschwitz. Auch Franz Josef Strauss, früher in einer in ganz Deutschland auf nur 5'000 Freiwillige beschränkten, als «intellektuelle SS» charakterisierten Eliteorganisation, zählte Konsul Ries zu seinen Spezis, und Frau Marianne Strauss wurde von Ries mit einer 16prozentigen Konzern-Beteiligung bedacht. Ein Ries-Intimus war auch der 1977 von Terroristen ermordete Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer, den Politiker dann als «Vorbild für unsere Jugend» priesen. Dabei zeigen die neuesten, in diesem Buch erstmals veröffentlichten Recherchen den ehemaligen SS-Führer Dr. Schleyer als einen der Terrorzentrale des «Dritten Reiches» direkt unterstellten, bis zum bitteren Ende verantwortlichen Angehörigen des Sicherheitsdienstes (SD) in leitender Position.

Bitte fordern Sie unser kostenloses Gesamtverzeichnis an!

Steidl Verlag • Düstere Strasse 4 • 3400 Göttingen



Bernt Engelmann

Lesebuch Deutsche Geschichten

(Taschenbuch-
Originalausgabe)

408 Seiten
DM 9,80

Bernt Engelmann wird in der ganzen Welt verlegt, seine Leser zählen schon längst nach Millionen, ist doch jedes seiner rund 40 Bücher durchschnittlich in weit über 250'000 Exemplaren verbreitet worden. Unser Lesebuch bietet eine Auswahl aus dem Werk die-

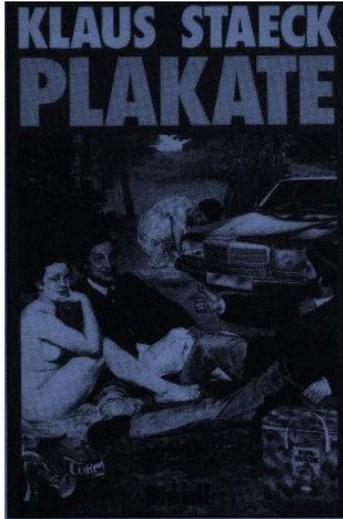
ses als «Sohn Preussens» in Bayern lebenden gebürtigen Berliners, der von sich selbst sagt, dass er «in Humboldtscher (und Bebel'scher Tradition)» erzogen worden ist.

Da steht neben der Topographie des Millionärseldorados rund um den Tegernsee die «herzerreissende Ballade von denselben Klössen», folgt auf die brilliant beantwortete Frage, wer denn nun eigentlich Helmut Kohl oder Franz Josef Strauss sei, eine Hommage an Georg Büchner und Heinrich Heine, da wird (bei allem schuldigen Respekt) das Finanzgebaren des «Älten vom Sachsenwald» (Bismarck) sondiert und der «Puddingprinz» Oetker porträtiert, da werden die «Radikalen» Fichte und Einstein von Verfassungsschützern als für den Öffentlichen Dienst untauglich befunden und der ebenfalls wundersam wiedererweckte Tucholsky in «Tuchos Literaturvorschau» zu den Bestsellern der achtziger Jahre befragt.

Mit Ironie und satirischer Schärfe kennzeichnet Bernt Engelmann auf spannende Weise die deutsche Geschichte und die bundesdeutsche Wirklichkeit. Der vorgelegte Querschnitt aus seinem Werk, eine vielseitige Auswahl aus mehr als 20 Jahren schriftstellerischen Schaffens, macht deutlich, dass es auch heute noch möglich ist, ein grosses Publikum mit politischer Literatur zu erreichen und zu begeistern.

**Bitte fordern Sie unser kostenloses
Gesamtverzeichnis an!**

Steidl Verlag • Düstere Strasse 4 • 3400 Göttingen



Das Taschenbuch der Staeck-Plakate

(Originalausgabe)
160 Seiten, farbige
Abbildungen

DM 10,00

Klaus Staeck hat 1971 den traditionellen Kunstbetrieb verlassen und gemeinsam mit seinem Freund und Partner, Gerhard Steidl, die Technik für eine neue Kunstpraxis entwickelt.

Die Kunst zielt nicht mehr darauf ab, das Auge innerhalb derjenigen Umgebung zu erreichen, in der es auf die Begegnung mit einem Kunstwerk eingestellt ist, sondern das Bild sucht den Betrachter dort, wo sich der Blick in den

alltäglichen Bildwelten befindet – durch das Plakat an der Litfasssäule und an der Anschlagfläche, durch die Postkarte im Medium der gewöhnlichen Mitteilung zwischen Freunden und Bekannten, durch den Aufkleber in der Nähe des Arbeitsplatzes oder am Auto.

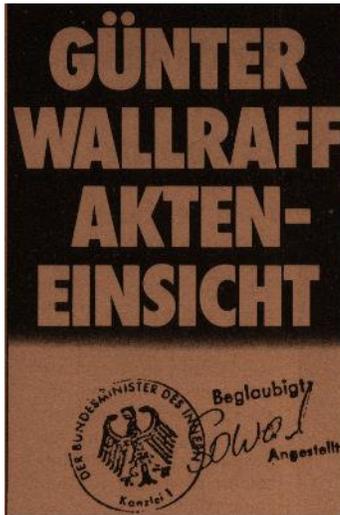
Der Künstler stellt Bildobjekte her, die von politischen Gruppen in politischen Auseinandersetzungen verwendet werden. Er verlässt den Raum der Kunsterwartung und organisiert visuelle Strategien.

Seit seiner Nürnberger Plakat-Aktion im Dürer-Jahr 1971 mit dem Plakat «Würden Sie dieser Frau ein Zimmer vermieten?» und dem Eingreifen in Bundes- und Landtagswahlkämpfe («Die Reichen müssen noch reicher werden») hat Staeck viele Erfahrungen in dieser Kunstpraxis gewonnen. Dabei vermochte er, den Wirkungsbereich seiner Arbeit stetig auszuweiten. In der für jede konventionelle künstlerische Graphik unvorstellbaren Grössenordnung der Gesamtauflage von mehr als 12 Millionen zeigt sich, dass Staecks künstlerische Technik in den Rang einer neuen Form der Massenkunst gelangt ist.

Von einigen Vorformen aus den Jahren 1969 ausgehend bis zu den neuesten Plakaten hat Staeck jetzt 100 Arbeiten ausgewählt, deren geschlossene Präsentation als Buch die erreichte Vielfalt wiedergibt. Mehrere ausführliche Texte von Klaus Staeck geben Einblick in seine Kunstpraxis, die Organisationsstruktur seines Selbstvertriebsmodells. Das Buch hat fast durchgehend farbige Abbildungen.

**Bitte fordern Sie unser kostenloses
Gesamtverzeichnis an!**

Steidl Verlag • Düstere Strasse 4 • 3400 Göttingen



Günter Wallraff

Akteneinsicht

Bericht zur
Gesinnungslage
des Staatsschutzes
(Taschenbuch-
Originalausgabe)

144 Seiten,
DM 7,80

Günter Wallraff hat seinen Wohnsitz nach Holland verlegt. In diesem Buch beschreibt er, warum das geschah: Begriffe wie «Exil», «Auswanderung» und «Flucht», die durch die Presse geisterten, weist er zurück, zeigt aber auch, wie Geheimdienste, Justiz und ihre Verbündeten in Wirtschaft und Medien ihm kaum einen anderen Ausweg liessen.

«Wenn der Eindruck entsteht, dass die Realität die Satire in den Schatten stellt und der Phantasie des Schriftstellers in vielem voraus ist, so ist das weder mein Verdienst, noch fällt es in meine Zuständigkeit. Die Mitautoren dieses Berichtes sind Staatsanwälte, Polizeikommissare und ihre Spitzel.»

Günter Wallraff

**Bitte fordern Sie unser kostenloses
Gesamtverzeichnis an!**

Steidl Verlag • Düstere Strasse 4 • 3400 Göttingen

GÜNTER WALLRAFF UND MACHT EUCH DIE ERDE UNTERTAN

Eine Widerrede



Steidl

Günter Wallraff Und macht euch die Erde untertan

(Taschenbuch-
Originalausgabe)

144 Seiten,
DM 7,80

»Und macht euch die Erde untertan!« Günter Wallraff zitiert diesen Satz aus der Schöpfungsgeschichte keineswegs im positiven Sinn. In seinem Essay, der aus Anlaß seiner Mitwirkung an einer Sendereihe des Schweizer

Fernsehens entstanden ist, die in ungewöhnlicher Weise kirchenmusikalische Chorwerke mit Texten moderner Schriftsteller verknüpft, rechnet er in scharfer Kritik mit diesem Grundsatz christlich-jüdischer Tradition ab.

Wallraff zeigt, daß die sogenannte westlich-industrielle Zivilisation, auch unter Berufung auf Aussagen der Bibel, die großen wissenschaftlichen und technischen Entdeckungen der Menschheitsgeschichte lediglich als Mittel zur Ausbeutung von Mensch und Natur eingesetzt hat. Alle Anstrengungen der Mächtigen dieser modernen Industrieländer gelten nur einem fragwürdigen wirtschaftlichen Wachstum, das heißt der Erhöhung ihres eigenen Profits. Ohne Rücksicht auch auf die Menschen ihrer eigenen Länder haben sie die Welt an den Rand einer ökologischen und atomaren Katastrophe manövriert.

Wallraff setzt in seiner »Meditation«, die in der Fernsehproduktion musikalisch mit Joseph Haydns Oratorium »Die Schöpfung« kontrastiert wird, gegen das zerstörerische Prinzip unserer modernen Gesellschaften die Notwendigkeit einer radikalen Umkehr. Statt Mehrwert, Status, Vorherrschaft und Macht stellt der Schriftsteller die Einheit von Mensch, Natur und Gemeinwesen in den Vordergrund.

**Bitte fordern Sie unser kostenloses
Gesamtverzeichnis an!**

Steidl Verlag · Düstere Straße 4 · 3400 Göttingen